

ADAM SMITH



Wohlstand der Nationen

ANACONDA

Leseprobe

Adam Smith

Wohlstand der Nationen

Bestellen Sie mit einem Klick für 9,95 €



Seiten: 992

Erscheinungstermin: 07. September 2013

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Adam Smith
Wohlstand der Nationen

Adam Smith

WOHLSTAND
DER
NATIONEN

*Nach der Übersetzung von Max Stirner
herausgegeben von
Heinrich Schmidt*

Anaconda

INHALT

ERSTES BUCH

*Von den Ursachen des Fortschritts in den produktiven Arbeitskräften
und von der Ordnung, nach welcher der Arbeitsertrag sich naturgemäß
unter die verschiedenen Volksklassen verteilt*

ERSTES KAPITEL

Von der Teilung der Arbeit 11

ZWEITES KAPITEL

Von dem Prinzip, welches zur Teilung der Arbeit führt 20

DRITTES KAPITEL

*Die Teilung der Arbeit steht im Verhältnis zur Ausdehnung
des Marktes 24*

VIERTES KAPITEL

Vom Ursprung und Gebrauch des Geldes 28

FÜNFTES KAPITEL

*Von dem wahren und nominellen Wert der Waren
oder von ihrem Arbeitswert und ihrem Geldwert 35*

SECHSTES KAPITEL

*Von den Teilen, aus denen sich der Warenpreis
zusammensetzt 53*

SIEBENTES KAPITEL

*Von dem natürlichen Preis und dem Marktpreis
der Talaren 60*

ACHTES KAPITEL

Der Arbeitslohn 70

NEUNTES KAPITEL
Der Kapitalgewinn 94

ZEHNTES KAPITEL
*Lohn und Gewinn in den verschiedenen Anwendungen
der Arbeit und des Kapitals* 106
*Erste Abteilung: Ungleichheiten, die aus der Natur
der Anwendungen selbst entspringen* 106
*Zweite Abteilung: Ungleichheiten, welche ihren Grund in
der europäischen Wirtschaftspolitik haben* 127

ELFTES KAPITEL
Die Grundrente 154
Erste Abteilung: Bodenerzeugnisse, die immer eine Rente abwerfen 157
Zweite Abteilung: Erzeugnisse, die zuweilen Rente geben, zuweilen nicht 174
*Dritte Abteilung: Die Veränderungen in dem Verhältnis zwischen dem Wert
derjenigen Art von Produkten, welche immer eine Rente bringen, und dem
Wert derjenigen, die bald eine Rente gewähren und bald wieder nicht* 189
*Exkurs: Über die Veränderungen im Silberwert
während der letzten vier Jahrhunderte* 191
*Veränderungen in dem Verhältnis zwischen dem Wert
des Goldes und des Silbers* 225
Gründe für die Vermutung, daß der Wert des Silbers noch im Fallen ist 230
*Verschiedene Wirkungen des Fortschritts der Kultur auf
drei verschiedene Arten von Rohprodukten* 231
Schluß des Exkurses über die Veränderungen im Silberwert 254
*Auswirkungen der fortschreitenden Verbesserung auf
den Realpreis der Industrieerzeugnisse* 260
Schluß des Kapitels 265

ZWEITES BUCH
Das Kapital, sein Wesen, sein Anhäufung und seine Anwendung

EINLEITUNG
271

ERSTES KAPITEL

Einteilung der Kapitalien 273

ZWEITES KAPITEL

*Das Geld als besonderer Zweig des Gesamtkapitals der Gesellschaft
oder die Unterhaltungskosten des Nationalkapitals 281*

DRITTES KAPITEL

Kapitalanhäufung oder produktive und unproduktive Arbeit 330

VIERTES KAPITEL

Auf Zins ausgeliehenes Kapital 351

FÜNFTES KAPITEL

Die verschiedene Anwendung von Kapitalien 360

DRITTES BUCH

*Der unterschiedliche Fortschritt des Reichtums
in verschiedenen Nationen*

ERSTES KAPITEL

Der natürliche Fortschritt des Reichtums 379

ZWEITES KAPITEL

*Vernachlässigung des Ackerbaus in dem früheren Zustand Europas
nach dem Fall des Römischen Reiches 384*

DRITTES KAPITEL

*Ursprung und Wachstum der großen und kleinen Städte
nach dem Fall des Römischen Reiches 397*

VIERTES KAPITEL

*Wie der Handel der Städte zur Vervollkommnung
der Landwirtschaft beitrug 408*

VIERTES BUCH
Die Systeme der politischen Ökonomie

EINLEITUNG

423

ERSTES KAPITEL

Prinzipien des Handels- oder Merkantilsystems 423

ZWEITES KAPITEL

Beschränkungen der Einfuhr solcher Güter aus fremden Ländern, welche im Land selbst erzeugt werden können 448

DRITTES KAPITEL

Außerordentliche Einfuhrbeschränkungen von Gütern aus solchen Ländern, mit welchen die Handelsbilanz für nachteilig gehalten wird 470

Erster Teil: Die Unvernünftigkeit solcher Beschränkungen, selbst nach den Grundsätzen des Handelssystems 470

Exkurs: Über Depositenbanken, insbesondere die Amsterdamer 476

Zweiter Teil: Die Unvernünftigkeit solcher außerordentlicher Beschränkungen, auch nach anderen Grundsätzen dargetan 486

VIERTES KAPITEL

Rückzölle 498

FÜNFTE KAPITEL

Ausfuhrprämien 503

Exkurs: Über den Getreidehandel und die Getreidegesetze 526

SECHSTES KAPITEL

Handelsverträge 549

SIEBENTES KAPITEL

Kolonien 562

Erster Teil: Beweggründe zur Gründung neuer Kolonien 562

Zweiter Teil: Ursachen des Gedeihens neuer Kolonien 572

*Dritter Teil: Die Vorteile, welche Europa aus der Entdeckung Amerikas
und des Weges um das Kap der Guten Hoffnung nach Ostindien
gezogen hat 599*

ACHTES KAPITEL

Schlußbemerkungen über das Merkantilssystem 654

NEUNTES KAPITEL

*Die Agrarsysteme oder diejenigen Systeme der politischen Ökonomie,
welche das Bodenprodukt als die einzige oder als die hauptsächlichste Quelle
des Einkommens und Reichthums jedes Landes darstellen 676*

FÜNFTES BUCH

Die Finanzen des Staates

ERSTES KAPITEL

Die Ausgaben des Staates 705

Erster Teil: Ausgaben für die Landesverteidigung 705

Zweiter Teil: Ausgaben für das Justizwesen 724

Dritter Teil: Ausgaben für öffentliche Werke und Anstalten 738

ZWEITES KAPITEL

Die Quellen der allgemeinen Einkünfte des Staates 838

*Erster Teil: Die Quellen des Einkommens, welche dem Staatsoberhaupt
oder dem Staat unmittelbar gehören 839*

Zweiter Teil: Steuern 847

DRITTES KAPITEL

Staatsschulden 941

ERSTES BUCH

*Von den Ursachen des Fortschritts in den produktiven Arbeitskräften
und von der Ordnung, nach welcher der Arbeitsertrag sich
naturgemäß unter die verschiedenen Volksklassen verteilt*

★

ERSTES KAPITEL

Von der Teilung der Arbeit

Der größte Fortschritt in den produktiven Arbeitskräften und die Vermehrung der Geschicklichkeit, Gewandtheit und Einsicht, womit die Arbeit irgendwo geleitet oder verrichtet wird, scheint eine Wirkung der Arbeitsteilung gewesen zu sein.

Die Wirkungen der Arbeitsteilung in der allgemeinen Gewerbstätigkeit der Gesellschaft lassen sich leichter verstehen, wenn man beachtet, in welcher Weise jene Teilung in einzelnen Gewerben wirkt. Man nimmt gewöhnlich an, daß sie in gewissen, sehr unbedeutenden Gewerben am weitesten getrieben sei. Vielleicht ist sie tatsächlich nicht weiter getrieben als in anderen von größerer Bedeutung; aber in jenen unbedeutenden Gewerben, die nur die beschränkten Bedürfnisse einer nur beschränkten Zahl von Menschen zu befriedigen haben, muß die Zahl der Arbeiter notwendigerweise beschränkt sein, und es können oft alle, die mit den verschiedenen Zweigen der Arbeit beschäftigt sind, in derselben Werkstatt untergebracht sein und von einem Beobachter mit einem Blick übersehen werden. In jenen großen Gewerben dagegen, welche das große Ganze des Volkes mit seinen Bedürfnissen zu versorgen haben, beschäftigt jeder einzelne Arbeitszweig eine so große Zahl von Arbeitern, daß es unmöglich ist, sie alle in *einer* Werkstatt zu vereinigen. Man sieht da selten zu gleicher Zeit mehr als diejenigen, welche in einem einzelnen Zweig tätig sind. Obgleich daher in solchen Gewerben die Arbeit tatsächlich in viel mehr Abteilungen zerfällt als in Gewerben

von geringerer Bedeutung, so ist die Teilung doch bei weitem nicht so augenfällig und ist deshalb auch viel weniger bemerkt worden.

Nehmen wir zum Beispiel ein sehr unbedeutendes Gewerbe, bei welchem man jedoch sehr oft von der Teilung der Arbeit Notiz genommen hat; nämlich das Gewerbe des Nadelmachers. Ein Arbeiter, der für diese Tätigkeit (woraus die Teilung der Arbeit ein eigenes Gewerbe gemacht hat) nicht angelernt wäre, der mit dem Gebrauch der dazu verwendeten Maschinen (zu deren Erfindung wahrscheinlich ebendieselbe Teilung der Arbeit Gelegenheit gegeben hat) nicht vertraut wäre, könnte vielleicht mit dem äußersten Fleiß täglich kaum eine, gewiß aber keine zwanzig Nadeln herstellen. In der Tat aber, wie diese Tätigkeit jetzt betrieben wird, ist es nicht nur ein besonderes Gewerbe, sondern sie teilt sich in eine Anzahl von Zweigen, von denen die meisten wiederum besondere Gewerbe sind. Der eine zieht den Draht, ein anderer streckt ihn, ein dritter schneidet ihn ab, ein vierter spitzt ihn zu, ein fünfter schleift ihn am oberen Ende, wo der Kopf angesetzt wird; die Herstellung des Kopfes erfordert zwei oder drei verschiedene Tätigkeiten; das Ansetzen desselben ist eine besondere Tätigkeit, das Weißglühen der Nadeln eine andere; ja sogar das Einlegen der Nadeln in Papier bildet ein Gewerbe für sich. So ist das wichtige Geschäft der Stecknadelfabrikation in ungefähr achtzehn verschiedene Verrichtungen geteilt, die in manchen Fabriken alle von verschiedenen Händen vollbracht werden, während in anderen zuweilen zwei oder drei derselben von einem einzigen Mann besorgt werden. Ich habe eine kleine Fabrik dieser Art gesehen, wo nur zehn Menschen beschäftigt waren und manche daher zwei oder drei verschiedene Verrichtungen zu erlernen hatten. Obgleich nun diese Menschen sehr arm und darum nur leidlich mit den nötigen Maschinen versehen waren, so konnten sie doch, wenn sie sich tüchtig daran hielten, in einem Tag zusammen etwa zwölf Pfund Stecknadeln liefern. Ein Pfund enthält über viertausend Nadel von mittlerer Größe. Diese zehn Personen konnten demnach täglich über achtundvierzigtausend Nadeln herstellen. Da jeder den zehnten Teil von achtundvierzigtausend Nadeln machte, so läßt sich auf jeden täglich viertausendachthundert Nadeln rechnen. Hätten sie dagegen alle einzeln und unabhängig gearbeitet und wäre keiner für diese besondere Tätigkeit angelernt worden, so hätte gewiß keiner zwanzig, vielleicht nicht

eine Nadel täglich machen können, d. h. sicher nicht den zweihundertvierzigsten, vielleicht nicht den viertausendachthundertsten Teil von dem, was sie jetzt infolge einer besonderen Teilung und Verbindung ihrer verschiedenen Verrichtungen zu leisten imstande sind. In jeder anderen Kunst und jedem anderen Gewerk sind die Wirkungen der Arbeitsteilung denen, welche dieses so wenig bedeutende Geschäft darbietet, ähnlich, obgleich in vielen derselben die Arbeit weder in so viele Unterabteilungen zerlegt noch auf eine so große Einfachheit in der Verrichtung zurückgeführt werden kann. Indessen bewirkt die Arbeitsteilung, soweit sie sich einführen läßt, in jedem Gewerk eine verhältnismäßige Vermehrung der produktiven Arbeitskräfte. Die Trennung der verschiedenen Gewerbe und Beschäftigungen scheint aus diesem Vorteil entstanden zu sein. Auch geht diese Trennung gewöhnlich in denjenigen Ländern am weitesten, welche sich auf der höchsten Stufe der Industrie und des Fortschritts befinden; was in einem rohen Gesellschaftszustand das Werk eines einzigen Menschen ist, pflegt in einem fortgeschrittenen das Werk mehrerer zu sein. In jeder fortgeschrittenen Gesellschaft ist der Landmann gewöhnlich nichts als Landmann, der Handwerker nichts als Handwerker. Selbst diejenige Arbeit, welche zur Herstellung eines vollständigen Fabrikats nötig ist, wird fast immer unter eine große Anzahl Hände verteilt. Wie viele verschiedene Gewerbe sind nicht mit jedem Zweig der Leinen- und Wollmanufaktur beschäftigt, von den Produzenten des Flachses und der Wolle an bis zu den Bleichern und Manglern der Leinwand oder zu den Färbern und Tuchmachern. Die Natur der Landwirtschaft dagegen erlaubt nicht so viele Unterabteilungen der Arbeit wie die Gewerbe oder eine so vollständige Trennung einer Tätigkeit von der anderen. Es ist unmöglich, die Tätigkeit des Viehzüchters von der des Kornbauers so völlig zu trennen, wie das Gewerbe des Zimmermanns von dem des Schmiedes gewöhnlich getrennt ist. Der Spinner ist fast immer eine andere Person als der Weber, aber der Pflüger, der Egger, der Sämann und der Schnitter sind oft in ein und derselben Person vereinigt. Da die Gelegenheit zu diesen verschiedenen Arbeitsarten jeweilig mit den verschiedenen Jahreszeiten eintritt, so ist es unmöglich, daß ein Mensch mit einer derselben fortwährend beschäftigt sein kann. Diese Unmöglichkeit einer so völligen Trennung der landwirtschaftlichen Arbeitszweige ist vielleicht der

Grund, warum die Steigerung der produktiven Arbeitskräfte in dieser Kunst nicht immer mit ihrer Steigerung in den Gewerben gleichen Schritt hält. Die reichsten Nationen übertreffen allerdings gewöhnlich alle ihre Nachbarn sowohl in der Landwirtschaft wie in den Gewerben; sie tun sich jedoch in der Regel mehr durch die Überlegenheit in den letzteren als in der ersteren hervor. Ihre Ländereien sind im allgemeinen besser kultiviert und bringen, da mehr Arbeit und Kosten darauf verwendet sind, im Verhältnis der Ausdehnung und natürlichen Fruchtbarkeit ihres Bodens mehr hervor. Aber dieses Mehr geht selten beträchtlich über das Verhältnis hinaus, welches durch das Mehr der Arbeit und der Kosten gegeben ist. In der Landwirtschaft ist die Arbeit des reichen Landes nicht immer viel produktiver als die des armen, oder sie ist wenigstens niemals um soviel produktiver, als es gewöhnlich bei den Gewerben der Fall ist. Es wird daher das Korn des reichen Landes – bei derselben Güte – nicht immer wohlfeiler zu Markt kommen als das des armen. Das Korn Polens ist bei derselben Güte ebenso wohlfeil wie das Frankreichs, trotz des höheren Reichtums und der besseren Kultur des letzteren Landes. Das französische Korn ist in den Kornprovinzen ganz ebensogut und hat in den meisten Jahren ziemlich denselben Preis wie das englische Korn, obgleich Frankreich vielleicht an Reichtum und Kultur gegen England zurücksteht. Und doch sind die englischen Getreideländereien besser kultiviert als die französischen, und die französischen wieder sollen viel besser kultiviert sein als die polnischen. Obgleich aber das arme Land, trotz des tieferen Standes seiner Kultur, mit dem reichen in der Wohlfeilheit und Güte seines Getreides bis zu einem gewissen Grad wetteifern kann, so kann es jenem doch in seinen Gewerben keine Konkurrenz machen, am wenigsten dann, wenn diese Gewerbe dem Boden, dem Klima und der Lage des reichen Landes angemessen sind. Die französischen Seidenwaren sind besser und billiger als die englischen, weil die Seidenmanufaktur, ganz abgesehen von den hohen Zöllen auf die Einfuhr von Rohseide, zum englischen Klima nicht so gut paßt wie zum französischen. Aber die englischen Stahl- und groben Wollenwaren sind unvergleichlich besser als die französischen und obendrein bei gleicher Güte viel wohlfeiler. In Polen soll es kaum irgendwelche Gewerbe geben, ausgenommen einige gröbere Hausindustrien, ohne die ein Land nicht wohl bestehen kann.

Diese große Vermehrung der Arbeitsmenge, welche infolge der Arbeitsteilung die nämliche Zahl von Leuten hervorzubringen imstande ist, beruht auf dreierlei verschiedenen Umständen: erstens auf der gesteigerten Geschicklichkeit jedes einzelnen Arbeiters, zweitens auf der Zeiterparnis, welche gewöhnlich bei dem Übergang von einer Arbeit zur anderen verlorengelht, und endlich auf der Erfindung zahlreicher Maschinen, welche die Arbeit erleichtern und abkürzen und einen einzigen Menschen befähigen, die Arbeit vieler zu verrichten.

Erstens: Die gesteigerte Geschicklichkeit des Arbeiters vergrößert notwendig die Menge dessen, was er leisten kann; und da die Arbeitsteilung die Tätigkeit eines jeden auf eine einfache Verrichtung einschränkt und diese Verrichtung zur alleinigen Beschäftigung seines Lebens macht, so steigert sie nun unausbleiblich die Geschicklichkeit des Arbeiters zu einem hohen Grade. Ein gewöhnlicher Schmied, der, wenn er auch den Hammer zu führen gewohnt ist, doch niemals im Nägelmachen geübt wurde, wird, wenn er in einem besonderen Fall dazu gezwungen ist, sicherlich kaum imstande sein, mehr als zwei- oder dreihundert Nägel des Tages zu verfertigen, und diese noch dazu herzlich schlecht. Ein Schmied, der zwar gewohnt ist, Nägel zu machen, dessen alleiniges oder hauptsächliches Geschäft aber nicht das des Nagelschmieds war, kann selten auch bei äußerstem Fleiß mehr als achthundert bis tausend Nägel am Tag machen. Ich habe mehrere Burschen unter zwanzig Jahren gesehen, welche niemals eine andere Tätigkeit als die des Nägelmachens ausgeübt hatten, und die, wenn sie sich tüchtig dranhielten, jeder mehr als zweitausenddreihundert Nägel an einem Tag machen konnten. Das Verfertigen eines Nagels ist indessen keineswegs eine der einfachsten Verrichtungen. Ein und derselbe Mensch bläst die Bälge, schürt das Feuer, glüht das Eisen und schmiedet jeden Teil des Nagels; beim Schmieden des Kopfes ist er sogar genötigt, die Werkzeuge zu wechseln. Die verschiedenen Operationen, in welche die Verfertigung einer Stecknadel oder eines Metallknopfes zerfällt, sind sämtlich viel einfacher, und die Geschicklichkeit desjenigen, dessen ganzes Leben dieser einzigen Tätigkeit gewidmet war, ist gewöhnlich weit größer. Die Fixigkeit, mit welcher einige Operationen dieser Manufakturen vollbracht werden, übertrifft alles, was man, solange man es nicht gesehen hat, der menschlichen Hand zugetraut hat.

Zweitens: Der Vorteil, welcher durch Ersparung der im Übergang von einer Arbeit zur anderen gewöhnlich verlorenen Zeit gewonnen wird, ist bei weitem größer, als man sich im ersten Moment vorstellen kann. Es ist unmöglich, sehr schnell von einer Art Arbeit zu einer anderen überzugehen, die an einer anderen Stelle und mit ganz anderen Werkzeugen verrichtet wird. Ein Weber auf dem Land, der ein kleines Gütchen bestellt, muß ein gut Teil Zeit damit verlieren, daß er von seinem Webstuhl aufs Feld und vom Feld zum Webstuhl wandert. Wenn die beiden Tätigkeiten in derselben Werkstätte verrichtet werden können, so ist der Zeitverlust ohne Zweifel weit geringer; indessen ist er auch in diesem Fall sehr ansehnlich. Der Mensch, trödelt gewöhnlich ein wenig, wenn er sich von einer Beschäftigung zu einer anderen wendet. An die neue Arbeit gehend, ist er selten besonders eifrig und rasch bei der Hand; sein Geist ist, wie man zu sagen pflegt, noch nicht bei der Sache, und er vertrödelt einige Zeit, bevor er sich wacker daranhält. Die Gewohnheit des Trödelns und des gleichgültigen, lässigen Tuns, welche natürlicher- oder vielmehr notwendigerweise jeder Arbeiter auf dem Land annimmt, der mit Arbeit und Werkzeugen alle halbe Stunden wechseln und jeden Tag seines Lebens auf zwanzigerlei Art sich beschäftigen muß, macht ihn fast durchgehends träge, lässig, selbst in den dringendsten Fällen jedes angestrengten Fleißes unfähig. Immer muß daher auch abgesehen von seinem Mangel an Geschicklichkeit, schon dieser Grund allein das Arbeitsquantum, welches er zu leisten vermag, beträchtlich heruntersetzen.

Drittens und letztens: Jeder muß bemerken, wie sehr die Arbeit durch Anwendung geeigneter Maschinen erleichtert und abgekürzt wird. Es ist unnötig, ein Beispiel anzuführen. Ich will daher mir bemerken, daß die Erfindung aller jener Maschinen, durch welche die Arbeit so sehr erleichtert und abgekürzt wird, ursprünglich, wie es scheint, der Teilung der Arbeit zu verdanken ist. Leichtere und bequemere Methoden zur Erreichung eines Zweckes werden viel eher entdeckt, wenn die ganze Aufmerksamkeit auf diese einzelne Sache gerichtet ist, als wenn sie an eine große Mannigfaltigkeit von Dingen zerstreut wird. Infolge der Arbeitsteilung aber richtet sich natürlicherweise die ganze Aufmerksamkeit eines Menschen auf einen höchst einfachen Gegenstand. Es ist daher natürlich zu erwarten, daß einer oder der andere unter denen, welche in einem besonderen Arbeitszweig beschäftigt sind, bald leichtere und be-

quemere Methoden, ihre eigene besondere Arbeit zu verrichten, ausfindig machen werden, wenn die Natur derselben eine solche Vervollkommnung zuläßt. Gar viele Maschinen, die in denjenigen Gewerben gebraucht werden, in welchen die Arbeit am meisten geteilt ist, waren ursprünglich Erfindungen einfacher Arbeiter, die, mit irgend einer sehr einfachen Operation beschäftigt, natürlich ihre Gedanken darauf richteten, leichtere und bequemere Herstellungsarten ausfindig zu machen. Wer solche Manufakturen häufig besucht hat, dem müssen häufig sehr schöne Maschinen zu Gesicht gekommen sein, die Arbeiter zu dem Zweck erfunden hatten, ihre eigene Arbeit zu erleichtern und zu beschleunigen. Bei den ersten Dampfmaschinen war ein Knabe fortwährend damit beschäftigt, die Kommunikation zwischen dem Kessel und Zylinder, sowie der Stempel hinauf- und hinunterging, abwechselnd zu öffnen und zu schließen. Einer dieser Knaben, der mit seinen Kameraden spielen mochte, bemerkte, daß, wenn er eine Schnur von dem Griff des Ventils, welches diese Kommunikation öffnete, an einem anderen Teil der Maschine befestigte, das Ventil sich ohne sein Zutun öffnete und schloß und ihm die Freiheit ließ, sich mit seinen Spielkameraden zu belustigen. Eine der bedeutendsten Vervollkommnungen dieser Maschine seit ihrer Erfindung war so die Entdeckung eines Knaben, der sich die Arbeit ersparen wollte.

Doch sind keineswegs alle Vervollkommnungen im Maschinenwesen Erfindungen derjenigen gewesen, welche Gelegenheit hatten, die Maschinen zu benutzen. Viele Verbesserungen erfand das Genie der Maschinenbauer, als das Bauen der Maschinen ein besonderes Gewerbe wurde; manche das Genie derjenigen, welche wir Philosophen oder Theoretiker (*men of speculation*) nennen, und deren Aufgabe es nicht ist, etwas zu machen, sondern alles zu beobachten, und die deswegen oft imstande sind, die Kräfte der entferntesten und unähnlichsten Dinge miteinander zu kombinieren. Im Fortschritt der Gesellschaft wird die Philosophie oder Theorie, wie jede andere Beschäftigung, die Haupt- oder einzige Tätigkeit und Beschäftigung einer besonderen Klasse von Bürgern und zerfällt, wie jede andere Beschäftigung, in eine große Anzahl verschiedener Zweige, deren jeder einer besonderen Abteilung oder Klasse von Philosophen zu tun gibt; und diese Arbeitsteilung vergrößert ebenso in der Philosophie wie in jedem anderen Beruf die Geschick-

lichkeit und Zeitersparnis. Jeder einzelne wird in seinem besonderen Arbeitszweig erfahrener, es wird im ganzen mehr ausgerichtet und die Menge des Wissens beträchtlich vermehrt.

Ebendie große durch die Arbeitsteilung bewirkte Vervielfältigung der Produkte in allen verschiedenen Künsten ist es, die in einer wohlregierten Gesellschaft jene allgemeine Wohlhabenheit hervorbringt, die sich selbst bis zu den untersten Klassen des Volkes erstreckt. Jeder Arbeiter hat über das Quantum seiner eigenen Arbeit hinaus, welches er selbst braucht, noch einen großen Teil zur Verfügung, und da jeder andere Arbeiter sich genau in derselben Lage befindet, so ist er imstande, einen großen Teil seiner eigenen Waren gegen einen großen Teil oder, was auf dasselbe hinauskommt, gegen den Preis eines großen Teils der ihrigen zu vertauschen. Er versorgt sie reichlich mit dem, was sie brauchen, und sie versehen ihn ebenso vollkommen mit dem, was er bedarf, und es verbreitet sich eine allgemeine Fülle über alle verschiedenen Stände der Nation.

Man betrachte nur die Habe des gewöhnlichsten Handwerkers oder Tagelöhners in, einem zivilisierten, blühenden Land, und man wird bemerken, daß die Zahl der Menschen, von deren Fleiß ein Teil, wenn auch nur ein kleiner Teil, dazu gebraucht wurde, ihm diese Habe zu verschaffen, alle Berechnung übersteigt. Der wollene Rock z. B., der den Tagelöhner kleidet, ist, so grob und gewöhnlich er auch aussehen mag, doch das Produkt der vereinigten Arbeit einer großen Menge von Arbeitern. Der Schäfer, der Wollsortierer, der Wollkämmer oder Krempler, der Färber, der Hechler, der Spinner, der Weber, der Walker, der Appreteur samt vielen anderen, sie alle müssen ihre verschiedenen Künste vereinigen, um auch nur dies schlichte Produkt herzustellen. Wie viele Kaufleute und Fuhrleute hatten außerdem damit zu tun, das Material von den einen Arbeitern zu den anderen, die oft in einem sehr entfernten Teil des Landes wohnen, zu schaffen. Wieviel Handel und Schiffahrt insbesondere, wie viele Schiffbauer, Seeleute, Segelmacher, Seiler mußten ihre Hände regen, um die verschiedenen Drogen zusammenzubringen, die der Färber nötig hat und die oft von den entlegensten Enden der Welt kommen. Welch mannigfaltige Arbeit ist ferner nötig, um die Werkzeuge des geringsten unter diesen Arbeitern hervorzubringen! Von so komplizierten Maschinen, wie ein Schiff, eine Walkmühle oder selbst ein Webstuhl ist, gar nicht zu reden, wollen wir nur betrachten, welch mannig-

faltige Arbeit dazu erforderlich ist, jene höchst einfache Maschine, die Schafschere, mit welcher der Schäfer die Wolle abschert, zu verfertigen. Der Bergmann, der Erbauer des Hochofens, der Holzfäller, der Köhler, welcher Kohlen für die Schmelzhütte bereitet, der Ziegelstreicher, der Maurer, die Arbeiter, welche den Ofen zu besorgen haben, der Mühlenbauer, der Grobschmied, der Schmied: sie alle müssen ihre verschiedenen Arbeiten vereinigen, um sie zu erzeugen. Wollten wir auf dieselbe Weise alle verschiedenen Teile seines Anzugs und Hausrats untersuchen, das grobe, leinene Hemd, welches er auf dem Leib trägt, die Schuhe, die seine Füße bedecken, das Bett, worauf er liegt, und all die verschiedenen Teile, woraus es besteht, den Rost in der Küche, auf dem er seine Speisen zubereitet, die Kohlen, die er dazu braucht und die dem Erdinnern entgraben und ihm vielleicht durch eine lange Land- und Seefahrt zugeführt worden sind, alle anderen Gerätschaften seiner Küche, alles Tischgeschirr, die Messer und Gabeln, die irdenen oder zinnernen Teller, auf denen er seine Gerichte aufträgt und schneidet, die verschiedenen Hände, welche mit Bereitung seines Brotes und Bieres beschäftigt sind, die Glasfenster, die Wärme und Licht hereinlassen, Wind und Regen abhalten, samt aller Kenntnis und Kunst, welche erforderlich war, diese schöne, glückliche Erfindung vorzubereiten, eine ohne welche diese nördlichen Teile der Erde kaum eine sonderlich behagliche Wohnung erhalten konnten, dazu endlich die Werkzeuge all der verschiedenen Arbeiter, die mit der Hervorbringung der verschiedenen Genußmittel beschäftigt sind – wenn wir, sage ich alle diese Dinge betrachten und erwägen, welche Mannigfaltigkeit der Arbeit an jedes derselben verwendet wird, so werden wir innwerden, daß ohne den Beistand und die Mitwirkung (Kooperation) vieler Tausende nicht der allergeringste Mensch in einem zivilisierten Land auch nur in der, wie wir sie uns fälschlich vorstellen, leichten und einfachen Art versorgt werden kann, in der er gewöhnlich ausgestattet ist. Verglichen freilich mit dem ausschweifenderen Luxus der Großen, muß seine Habe ohne Zweifel außerordentlich einfach und geringfügig erscheinen; dennoch ist es vielleicht wahr, daß der Komfort eines europäischen Fürsten nicht immer so weit über den eines fleißigen und mäßigen Bauern hinausgeht wie der Komfort des letzteren über den so manches afrikanischen Königs, des absoluten Herrn über Leben und Freiheit von zehntausend nackten Wilden.

ZWEITES KAPITEL

Von dem Prinzip, welches zur Teilung der Arbeit führt

Diese Teilung der Arbeit, aus der so viele Vorteile entspringen, ist ursprünglich nicht das Werk menschlicher Weisheit, welche die allgemeine Wohlhabenheit, zu der es führt, vorhergesehen und beabsichtigt hätte. Sie ist die notwendige, wenn auch sehr langsame und stufenweise Folge einer gewissen Neigung der menschlichen Natur, die keinen so ausgedehnten Nutzen vor Augen hat: der Neigung zum Tausch, zum Tauschhandel und zum Umtausch einer Sache gegen eine andere.

Ob diese Neigung eines von den ursprünglichen Prinzipien in der menschlichen Natur ist, von denen sich weiter keine Rechenschaft geben läßt, oder ob sie, was mehr Wahrscheinlichkeit für sich hat, die notwendige Folge der Vernunft und des Sprachvermögens ist, das gehört nicht zu unserer gegenwärtigen Untersuchung. Sie ist allen Menschen gemein und findet sich bei keiner Tierrasse, die weder diesen noch eine andere Art von Übereinkommen zu kennen scheint. Zwei Windhunde, welche zusammen einen Hasen hetzen, scheinen zuweilen in einer Art von Einverständnis zu handeln. Jeder treibt ihn seinem Gefährten zu oder sucht ihn abzufangen, wenn sein Gefährte ihn ihm zutreibt. Das ist jedoch nicht die Folge eines Übereinkommens, sondern des absichtslosen Zusammentreffens ihrer Begierden in demselben Objekt zu der gleichen Zeit. Kein Mensch hat jemals einen Hund mit einem anderen einen gütlichen und wohlbedachten Austausch eines Knochens gegen einen anderen vornehmen sehen. Kein Mensch hat jemals ein Tier durch eine Gebärde und Naturlaute einem anderen andeuten sehen: »Dies ist mein, dies dein; ich bin willens, dies für jenes zu geben.« Wenn ein Tier von einem Menschen oder einem anderen Tier etwas erlangen will, so hat es keine anderen Mittel, sie dazu zu bewegen, als die Gunst derer zu gewinnen, deren Dienst es begehrt. Ein junger Hund liebkost seine Mutter, und ein Hühnerhund sucht sich seinem bei Tisch sitzenden Herrn auf tausenderlei Weise bemerkbar zu machen, wenn er von ihm etwas zu fressen haben will. Ein Mensch bedient sich bisweilen derselben Künste seinen Mitmenschen gegenüber, und wenn er kein anderes Mittel hat, sie seinen Wünschen geneigt zu machen, so sucht er durch jede

mögliche knechtische und schweifwedelnde Aufmerksamkeit, ihre Willfähigkeit zu gewinnen. Er hat indessen nicht Zeit genug, dies überall zu tun. In einer zivilisierten Gesellschaft braucht er fortwährend die Mitwirkung und den Beistand einer großen Menge von Menschen, während sein ganzes Leben kaum hinreicht, die Freundschaft von ein paar Personen zu gewinnen. In fast jedem anderen Tiergeschlecht ist jedes Individuum, wenn es zur Reife gelangt ist, ganz unabhängig und hat in seinem Naturzustand den Beistand keines anderen lebenden Wesens nötig, der Mensch dagegen braucht fortwährend die Hilfe seiner Mitmenschen, und er würde diese vergeblich von ihrem Wohlwollen allein erwarten. Er wird viel eher zum Ziel kommen, wenn er ihren Egoismus zu seinen Gunsten interessieren und ihnen zeigen kann, daß sie ihren eigenen Nutzen davon haben, wenn sie für ihn tun, was er von ihnen haben will. Wer einem anderen irgendeinen Handel anträgt, macht ihm einen Vorschlag. Gib mir, was ich will, und du sollst haben, was du willst, ist der Sinn eines jeden solchen Anerbietens; und auf diese Weise erhalten wir voneinander den weitaus größten Teil der guten Dienste, deren wir benötigt sind. Nicht von dem Wohlwollen des Fleischers, Brauers oder Bäckers erwarten wir unsere Mahlzeit, sondern von ihrer Bedachtnahme auf ihr eigenes Interesse. Wir wenden uns nicht an ihre Humanität, sondern an ihren Egoismus, und sprechen ihnen nie von unseren Bedürfnissen, sondern von ihren Vorteilen. Nur ein Bettler will am liebsten ganz von dem Wohlwollen seiner Mitbürger abhängen. Und selbst ein Bettler hängt nicht völlig davon ab. Die Mildtätigkeit gutherziger Leute verschafft ihm allerdings den ganzen Fonds seiner Subsistenz; aber obgleich aus dieser Quelle schließlich alle seine Lebensbedürfnisse befriedigt werden, so versorgt sie ihn doch nicht und kann ihn nicht so versorgen, wie die Bedürfnisse sich gerade zeigen. Der größte Teil seines gelegentlichen Bedarfs wird bei ihm ebenso wie bei anderen Leuten beschafft, durch Übereinkommen, Tausch und Kauf. Mit dem Geld, das man ihm gibt, kauft er sich zu essen; die alten Kleider, die man ihm schenkt, vertauscht er gegen andere alte Kleider, welche ihm besser passen, oder gegen Wohnung, Lebensmittel oder Geld, mit dem er Lebensmittel, Kleider, Wohnung, je nachdem er's braucht, sich kaufen kann.

Wie wir durch Übereinkommen, Tausch und Kauf den größten Teil der gegenseitigen guten Dienste, die uns nötig sind, erlangen, so führt

ebendieselbe Neigung zum Tausch ursprünglich zur Teilung der Arbeit. In einer Horde von Jägern oder Hirten macht z. B. irgendeiner Bogen und Pfeile mit mehr Anstelligkeit und Geschicklichkeit als ein anderer. Er tauscht sie oft bei seinen Gefährten gegen Vieh oder Wildbret um und findet schließlich, daß er auf diese Weise mehr Vieh und Wildbret gewinnen kann, als wenn er selbst auf die Jagd ginge. Die Rücksicht auf sein eigenes Interesse macht daher das Verfertigen von Bogen und Pfeilen zu seinem Hauptgeschäft, und er selbst wird eine Art von Waffenschmied. Ein anderer zeichnet sich im Bau und in der Bedachung ihrer kleinen Hütten oder beweglichen Häuser aus; er gewöhnt sich daran, auf diese Weise seinen Nachbarn nützlich zu sein, die ihn dafür ebenso mit Vieh und Wildbret belohnen, bis er es schließlich in seinem Interesse findet, sich ganz dieser Beschäftigung zu widmen und eine Art von Zimmermann zu werden. Auf dieselbe Art wird ein dritter ein Schmied oder Klempner, ein vierter ein Gerber, der Häute und Felle zubereitet, die hauptsächlichste Bekleidung unter den Wilden. Und so spornt die Gewißheit, alle überschüssigen Erzeugnisse seiner Arbeit, die über seinen eigenen Verbrauch hinausgehen, für solche Erzeugnisse anderer, wie er sie gerade braucht, austauschen zu können, einen jeden an, sich einer besonderen Beschäftigung zu widmen und seine eigentümliche Befähigung für diese oder jene Art von Tätigkeit auszubilden und zur Vollkommenheit zu bringen.

Die Verschiedenheit der natürlichen Talente bei den verschiedenen Menschen ist in Wahrheit viel geringer, als wir glauben, und die sehr verschiedene Fähigkeit, welche Leute von verschiedenem Beruf zu unterscheiden scheint, sobald sie zur Reife gelangt sind, ist in vielen Fällen nicht sowohl der Grund als die Folge der Arbeitsteilung. Die Verschiedenheit zwischen den unähnlichsten Typen, etwa zwischen einem Philosophen und einem gemeinen Lastträger scheint nicht so sehr von Natur vorhanden zu sein, als durch Lebensweise, Gewohnheit und Erziehung zu entstehen. Als sie auf die Welt kamen, und in den ersten sechs bis acht Jahren ihres Daseins waren sie einander vielleicht sehr ähnlich, und weder ihre Eltern noch ihre Gespielen konnten eine bemerkenswerte Verschiedenheit gewahr werden. Etwa in diesem Alter oder bald darauf fing man an, sie zu verschiedenen Beschäftigungen anzuhalten. Die Verschiedenheit ihrer Talente beginnt dann in die Augen zu fallen

und erweitert sich nach und nach, bis zuletzt die Eitelkeit des Philosophen kaum noch irgendeine Ähnlichkeit anzuerkennen bereit ist. Aber ohne die Lust am Tauschen, Handel und Auswecheln würde jeder für sich den Bedarf und die Annehmlichkeiten des Lebens sich haben verschaffen müssen. Alle hätten dieselben Obliegenheiten zu erfüllen und dasselbe zu tun gehabt, und es hätte somit keine solche Verschiedenheit der Beschäftigung eintreten können, wie sie allein zu einer großen Verschiedenheit der Talente führen konnte.

Wie nun dieser Hang jene unter den Menschen verschiedenen Berufs so merkliche Verschiedenheit der Talente bildet, so macht ebendieser Hang jene Verschiedenheit nutzbringend. Viele Tierrassen, die anerkannterweise zu derselben Art gehören, zeigen von Natur eine viel merklichere Verschiedenheit in den Anlagen, als diejenige ist, welche vor der Gewöhnung und Erziehung unter den Menschen vorhanden zu sein scheint. Von Natur ist ein Philosoph an Anlagen und Neigungen nicht halb so sehr von einem Lastträger verschieden als ein Bullenbeißer von einem Windhund oder ein Windhund von einem Jagdhund oder der letztere von einem Schäferhund. Dennoch sind diese verschiedenen Tierrassen, obgleich alle zu ein und derselben Art gehörig, einander kaum in irgendeiner Weise nützlich. Die Stärke des Bullenbeißers wird nicht im geringsten durch die Schnelligkeit des Windhundes, die Spürkraft des Jagdhundes oder die Gelehrigkeit des Schäferhundes unterstützt. Die Wirkungen dieser verschiedenen Anlagen und Talente können als Mangel an der Fähigkeit oder dem Hang zum Tauschen und Wechseln nicht zu einem Gesamtvermögen vereinigt werden und tragen nicht das geringste zur bessern Ausstattung und zum höheren Komfort der Gattung bei. Jedes Tier ist immer gezwungen, sich selbst zu behaupten und zu verteidigen, vereinzelt und unabhängig, und hat keinerlei Vorteil von den mannigfaltigen Talenten, mit denen die Natur seinesgleichen ausgestattet hat. Unter den Menschen aber sind im Gegenteil die unähnlichsten Anlagen einander von Nutzen, indem die verschiedenen Produkte ihrer respektiven Talente durch den allgemeinen Hang zu tauschen, zu verhandeln und auszuwechseln sozusagen zu einem Gesamtvermögen werden, woraus ein jeder den Teil des Produkts von anderer Menschen Talenten kaufen kann, den er nötig hat.

DRITTES KAPITEL

Die Teilung der Arbeit steht im Verhältnis zur Ausdehnung des Marktes

Wie die Möglichkeit zu tauschen zur Teilung der Arbeit führt, so muß die Ausdehnung dieser Teilung immer durch die Ausdehnung jener Möglichkeit oder, mit anderen Worten, durch die Ausdehnung des Marktes beschränkt sein. Wenn der Markt sehr beschränkt ist, so kann niemand sich ermutigt finden, sich einer einzigen Beschäftigung ganz hinzugeben, weil es an der Möglichkeit fehlt, jenen ganzen Produktenüberschuß seiner Arbeit, der weit über seinen eigenen Verbrauch hinausgeht, für solche Produkte der Arbeit anderer, die er gerade braucht, auszutauschen.

Es gibt einige Industriezweige, selbst der primitivsten Art, die nur in einer großen Stadt getrieben werden können. Ein Lastträger z. B. kann an keinem anderen Ort Beschäftigung und Unterhalt finden; ein Dorf ist eine viel zu enge Sphäre für ihn, und selbst ein gewöhnlicher, Marktflecken ist kaum groß genug, ihm fortwährend Beschäftigung zu geben. In den einzeln stehenden Häusern und sehr kleinen Dörfern, die in einem so öden Land, wie die schottischen Hochlande sind, zerstreut liegen, muß jeder Bauer zugleich Fleischer, Bäcker und Brauer für sein eigenes Haus sein. In solchen Gegenden kann man kaum erwarten, innerhalb mehr als zwanzig Meilen einen Schmied, einen Zimmermann oder einen Maurer zu finden. Die zerstreuten Familien, die je acht bis zehn Meilen voneinander entfernt leben, müssen gar viele kleine Sachen, welche sie in volkreicheren Gegenden von Handwerkern machen lassen würden, selbst verfertigen lernen. Dorfhandwerker sind fast überall gezwungen, sich mit all den verschiedenen Industriezweigen zu befassen, die insofern miteinander verwandt sind, als in ihnen das gleiche Material gebraucht wird. Ein Dorzimmermann nimmt sich jeder Art Holzarbeit an, ein Dorfschmied jeder Art Eisenarbeit. Der erstere ist nicht bloß ein Zimmermann, sondern ein Schreiner, ein Kunsttischler und sogar ein Holzschnitzer, so gut wie ein Rade-, Pflug-, Wagen- und Stellmacher. Die Beschäftigungen des letzteren sind noch mannigfacher. Es ist unmöglich, daß das Gewerbe eines Nagelschmieds in den entlegenen inneren Teilen der schottischen Hochlande als ein eigenes bestehen könnte.

Ein solcher Handwerker würde bei tausend Nägeln täglich und dreihundert Arbeitstagen im Jahr jährlich dreimal hunderttausend Nägel machen; es wäre aber unmöglich, in einer solchen Gegend jährlich auch nur tausend, d. h. die Arbeit eines einzigen Tages, abzusetzen.

Da durch den Wassertransport für jede Art von Industrie ein ausgedehnterer Markt eröffnet wird, als ihn der Landtransport allein gewähren kann, so sind es die Meeresküste und die Ufer schiffbarer Flüsse, wo die Industrie jeder Art sich zu teilen und zu vervollkommen beginnt; auf die inneren Teile des Landes dehnt sich die Vervollkommnung oft erst lange Zeit nachher aus. Ein Lastwagen, von zwei Menschen begleitet und mit acht Pferden bespannt, bringt zwischen London und Edinburgh in etwa sechs Wochen Güter von ungefähr vier Tonnen Gewicht hin und zurück. In etwa derselben Zeit führt ein Schiff mit sechs oder acht Mann, welches zwischen den Häfen von London und Leith segelt, oft Güter von zweihundert Tonnen an Gewicht, hin und zurück. Somit können sechs bis acht Mann auf dem Wasser in derselben Zeit eine ebenso große Menge von Gütern zwischen London und Edinburgh hin- und herfahren, als fünfzig von hundert Menschen begleitete Lastwagen. Mithin muß auf zweihundert Tonnen Güter, die mit der wohlfeilsten Landfracht von London nach Edinburgh gebracht werden, der dreiwöchige Unterhalt von hundert Menschen gerechnet werden und ferner noch der Unterhalt sowie, was dem Unterhalt ziemlich gleichkommt, die Abnutzung von vierhundert Pferden und fünfzig Lastwagen, während bei derselben Gütermenge, wenn sie zu Wasser verfrachtet wird, nur der Unterhalt von sechs oder acht Menschen und die Abnutzung eines Schiffes von zweihundert Tonnen Gehalt samt dem Wert des größeren Risikos oder der Differenz zwischen der Land- und Wasserversicherung gerechnet zu werden braucht. Gäbe es also keine andere Kommunikation zwischen beiden Plätzen als die durch Landtransport, so würden sie, da keine anderen Güter von einem zum anderen gebracht werden könnten, als solche, deren Preis im Verhältnis zu ihrem Gewicht sehr hoch wäre, nur einen kleinen Teil jenes Verkehrs unterhalten können, der jetzt zwischen ihnen stattfindet, und nur wenig die Industrie aufmuntern, die sie jetzt untereinander befördern. Wenig oder gar kein Handel könnte zwischen den verschiedenen Teilen der Erde stattfinden. Welche Waren könnten die Kosten einer Landfracht zwischen London

und Kalkutta tragen? Oder wenn einige so wertvoll wären, daß sie diese Kosten zu erbringen vermöchten, mit welcher Sicherheit könnten sie denn durch die Länder so vieler barbarischer Völkerschaften gebracht werden? Jetzt hingegen treiben diese beiden Städte einen sehr beträchtlichen Handel miteinander und ermuntern, indem sie einander einen Markt bieten, eine der anderen Industrie aufs beste.

Bei solchen Vorteilen des Wassertransports mußten natürlich die Fortschritte der Kunst und Industrie da geschehen, wo diese günstige Gelegenheit die ganze Welt zu einem Markt für jegliche Art Arbeit eröffnet, und sie konnten sich immer nur viel später bis in die inneren Teile des Landes ausdehnen. Die inneren Teile des Landes haben lange Zeit hindurch keinen anderen Markt für den größten Teil ihrer Güter als die Landschaft die sie umgibt und welche sie von der Seeküste und den großen schiffbaren Flüssen trennt. Die Ausdehnung ihres Marktes muß daher für lange Zeit sich nach dem Reichtum und der Volksdichte jener Landschaft richten, und ihr Fortschritt wird dadurch immer hinter dem Fortschritt jener Landschaft zurückbleiben. In unseren nordamerikanischen Kolonien sind die Pflanzungen beständig der Seeküste oder den Ufern schiffbarer Flüsse gefolgt und haben sich kaum irgendwo beträchtlich von beiden entfernt.

Die Nationen, welche nach den glaubwürdigsten Geschichtsnachrichten zuerst zivilisiert gewesen zu sein scheinen, waren diejenigen, die rund um die Küste des Mittelländischen Meeres her wohnten. Da dieses Meer, weitaus der größte bekannte Busen der Welt, weder Ebbe und Flut noch andere Wellen hat als die vom Wind verursachten, so war es durch die Glätte seiner Oberfläche, die Menge seiner Inseln und die Nähe seiner Ufer für die Schifffahrt in der Zeit ihrer Kindheit außerordentlich günstig, als die Menschen bei dem Mangel des Kompasses sich fürchteten, die Küste aus dem Gesicht zu verlieren und bei der Unvollkommenheit der Schiffsbaukunst sich den stürmischen Wogen des Ozeans zu überlassen. Über die Säulen des Herkules hinauszugehen, d. h. durch die Meerenge von Gibraltar hinauszusegeln, wurde in der Alten Welt lange für die wunderbarste und gefährlichste Schifffahrtsunternehmung gehalten. Spät erst versuchten es die Phönizier und Karthager, die geschicktesten Seefahrer und Schiffbauer jener alten Zeiten, und sie waren lange die einzigen Völker, die es wagten.

Unter allen Ländern an der Küste des Mittelländischen Meeres scheint Ägypten das erste gewesen zu sein, in welchem sowohl der Ackerbau wie die Gewerbe gepflegt und bis zu einem ansehnlichen Grad ausgebildet wurden. Oberägypten erstreckt sich nirgends mehr als einige Meilen vom Nil, und in Unterägypten teilt sich dieser große Strom in viele Kanäle, welche durch wenig kunstvolle Nachhilfe eine Wasserverbindung nicht nur zwischen allen großen Städten, sondern auch zwischen allen ansehnlichen Dörfern und sogar bis zu vielen Landhäusern hin hergestellt zu haben scheinen, etwa in derselben Art, wie heute der Rhein und die Maas in Holland. Die Ausdehnung und Leichtigkeit dieser Binnenschifffahrt war wahrscheinlich eine der Hauptursachen der frühen Blüte Ägyptens.

Ebenso scheinen die Fortschritte in der Landwirtschaft und den Gewerken in den Provinzen des ostindischen Bengalens und in einigen östlichen Provinzen Chinas von hohem Alter zu sein, obgleich dies in diesen Teilen der Erde durch keine Geschichtsnachrichten verbürgt wird. In Bengalen bilden der Ganges und einige andere große Ströme eine bedeutende Menge schiffbarer Kanäle, ganz so wie der Nil in Ägypten. In den östlichen Provinzen Chinas bilden gleichfalls einige große Flüsse durch ihre verschiedenen Arme eine Menge von Kanälen und ermöglichen durch Verbindung untereinander eine noch ausgedehntere Binnenschifffahrt als der Nil oder Ganges oder vielleicht beide zusammen. Es ist bemerkenswert, daß weder die alten Ägypter noch die Inder noch auch die Chinesen den auswärtigen Handel ermunterten, vielmehr alle ihren großen Reichtum dieser Binnenschifffahrt zu verdanken scheinen.

Alle inneren Teile Afrikas und jener ganze Teil Asiens, der weit nördlich vom Schwarzen und Kaspischen Meer liegt, das alte Skythien, die moderne Tatarei und Sibirien, scheinen zu allen Zeiten in demselben barbarischen und unzivilisierten Zustand gewesen zu sein, in welchem wir sie gegenwärtig antreffen. Das Meer der Tatarei ist das Eismeer, das keine Schifffahrt zuläßt, und obgleich einige der größten Ströme der Welt durch dieses Land fließen, so sind sie doch zu weit voneinander entfernt, um Handel und Verkehr über den größten Teil derselben herzustellen. In Afrika gibt es keinen so großen Meerbusen, wie das Baltische und Adriatische Meer in Europa, das Mittelländische und Schwarze Meer in Europa und Asien, den Arabischen, Persischen, Indischen, Bengalischen

und Siamesischen Meerbusen in Asien, um den Seehandel in die inneren Teile dieses großen Kontinents zu führen, und die großen Flüsse Afrikas sind zu weit voneinander entfernt, um zu einer ansehnlichen Binnenschifffahrt Gelegenheit zu geben. Überdies kann der Handel, den eine Nation auf einem Fluß betreibt, der sich nicht in eine große Menge von Armen oder Kanälen sondert und der, ehe er die See erreicht, durch ein anderes Gebiet fließt, niemals beträchtlich sein, weil es stets diejenigen Nationen, die das andere Gebiet besitzen, in ihrer Macht haben, den Verkehr zwischen dem Oberland und der See zu hindern. Die Schifffahrt auf der Donau ist für Bayern, Österreich und Ungarn von sehr geringem Nutzen, wenn man bedenkt, was sie sein könnte, wenn einer dieser Staaten den ganzen Lauf des Flusses bis zu seiner Mündung in das Schwarze Meer beherrschte.

VIERTES KAPITEL

Vom Ursprung und Gebrauch des Geldes

Wenn die Teilung der Arbeit einmal durchweg eingeführt ist, so wird nur ein kleiner Teil von den Bedürfnissen eines Menschen durch das Produkt seiner eigenen Arbeit befriedigt werden können. Den bei weitem größten Teil derselben befriedigt er dadurch, daß er jenen Überschuß seiner Arbeitserzeugnisse, der weit über seinen, eigenen Verbrauch hinausgeht, vertauscht gegen solche Produkte anderer, die er gerade braucht. Dann lebt jeder durch Tausch oder wird gewissermaßen ein Kaufmann, und die Nation selbst wird zu einer richtigen Handelsgesellschaft.

Als jedoch die Teilung der Arbeit zuerst Platz griff, muß dieses Tauschen in seinen Operationen häufig sehr ins Stocken geraten und gehemmt worden sein. Nehmen wir an, der eine habe mehr von einer Ware, als er verwenden kann, während ein anderer weniger hat. Natürlich wäre der erstere froh, wenn er einen Teil dieses Überflusses loswerden, der letztere, wenn er ihn erhandeln könnte. Wenn aber der letztere gerade nichts hat, was der erstere benötigt, so könnte zwischen ihnen kein Tausch zustande kommen. Der Fleischer hat mehr Fleisch in seinem

Laden, als er selbst verzehren kann, und der Brauer und Bäcker würden gern einen Teil davon kaufen; allein sie haben nichts zum Tausch zu bieten als die verschiedenen Produkte ihrer Gewerbe, und der Fleischer ist bereits mit allem Brot und Bier, das er augenblicklich braucht, versehen. In diesem Fall kann zwischen ihnen kein Tausch zustande kommen. Er kann nicht ihr Kaufmann, sie nicht seine Kunden sein, und sie sind so einander weniger von Nutzen. Um den Übelstand einer solchen Lage zu vermeiden, wird jeder kluge Mensch zu allen Zeiten der Gesellschaft nach der ersten Einführung der Arbeitsteilung natürlich bemüht gewesen sein, seine Einrichtungen so zu treffen, daß er außer dem besonderen Produkt seines eigenen Fleißes jederzeit noch eine gewisse Menge von dieser oder jener Ware in Bereitschaft hatte, von der er voraussetzen konnte, daß wahrscheinlich wenig Menschen ihren Eintausch gegen das Produkt ihres Fleißes zurückweisen würden.

Wahrscheinlich sind im Lauf der Zeit mancherlei verschiedene Waren für diesen Zweck als passend befunden und verwendet worden. In den primitiven Zeiten der Gesellschaft soll Vieh das allgemeine Handelsmittel gewesen sein; obgleich es ein sehr unbequemes sein mußte, so finden wir doch in alten Zeiten häufig die Dinge nach der Anzahl des Viehs geschätzt, welches dagegen in Tausch gegeben wurde. Diomedes Rüstung, sagt Homer, ist nur neun Ochsen wert, die des Glaukus aber hundert. Salz soll das gewöhnliche Handels- und Tauschmittel in Abyssinien sein; eine Art Muscheln an einigen Küsten Indiens, Stockfisch auf Neufundland, Tabak in Virginia, Zucker in einigen unserer westindischen Kolonien, Häute oder Leder in anderen Ländern, und noch heute gibt es ein Dorf in Schottland, wo es, wie man mir gesagt hat, nichts Ungewöhnliches ist, daß ein Arbeiter statt des Geldes Nägel in den Bäckerladen oder ins Wirtshaus bringt.

In allen Ländern scheinen jedoch die Menschen schließlich bestimmt worden zu sein, durch unwiderstehliche Gründe zu diesem Zweck den Metallen vor allen anderen Waren den Vorzug zu geben. Metalle lassen sich nicht nur mit sowenig Verlust, als nur irgendeine andere Ware erleidet, aufbewahren, indem kaum irgendeine andere Sache weniger dem Verderben preisgegeben ist, sondern sie können auch ohne Verlust in eine Menge Teile geteilt werden, da die Teile durch Schmelzen sich leicht wieder vereinigen lassen: eine Eigenschaft, welche keine andere

gleich dauerhafte Ware besitzt und die mehr als jede andere Eigenschaft sie dazu geeignet macht, Handels- und Umlaufsmittel zu werden. Wer z. B. Salz kaufen wollte und nur Vieh dagegen zu geben hatte, war gezwungen, auf einmal Salz zum Wert eines ganzen Ochsen oder eines ganzen Schafes zu kaufen. Er konnte selten weniger kaufen, weil dasjenige, was er dafür zu geben hatte, selten ohne Verlust geteilt werden konnte; und wollte er mehr kaufen, so mußte er aus denselben Gründen das Doppelte oder Dreifache kaufen, d. h. den Wert von zwei oder drei Ochsen, von zwei oder drei Schafen. Hatte er hingegen statt der Schafe oder Ochsen Metalle in Tausch zu geben, so war es leicht, die Menge des Metalls mit der Menge der Ware, für die er augenblicklich Verwendung hatte, in ein genaues Verhältnis zu bringen.

Von den verschiedenen Nationen wurden verschiedene Metalle zu diesem Zweck angewandt. Eisen war das gewöhnliche Handelsmittel unter den alten Spartanern, Kupfer unter den alten Römern, Gold und Silber unter allen reichen, handeltreibenden Nationen.

Diese Metalle scheinen ursprünglich in rohen Barren ohne Gepräge und Ausmünzung verwendet worden zu sein. So berichtet Plinius (Hist. Nat. XXXIII, 3), indem er sich auf das Zeugnis eines alten Geschichtsschreibers Timäus beruft, daß die Römer bis auf die Zeit des Servius Tullius kein gemünztes Geld hatten und zum Einkauf ihres Bedarfs ungestempelte Kupferbarren gebrauchten. Diese rohen Barren erfüllten also damals die Funktion des Geldes.

Mit dem Gebrauch der Metalle in diesem rohen Zustand waren zwei sehr in Betracht kommende Übelstände verbunden: erstens die Umständlichkeit des Wiegens, zweitens die des Probierens. Bei den edlen Metallen, wo ein geringer Unterschied in der Quantität einen großen im Wert bedeutet, erfordert – bei gehöriger Genauigkeit – schon das Geschäft des Abwiegens zum mindesten sehr gute Gewichte und Waagschalen. Namentlich das Wiegen des Goldes ist eine sehr delikate Operation. Bei den gröbereren Metallen, wo ein kleiner Irrtum von geringer Bedeutung ist, würde allerdings weniger Genauigkeit erforderlich sein; indessen müßte man's doch höchst beschwerlich finden, wenn ein Armer jedesmal, sooft er für einen Pfennig zu kaufen oder zu verkaufen hat, den Pfennig zu wiegen genötigt wäre. Die Operation des Probierens ist noch weit schwieriger und langweiliger, und wenn nicht ein Teil des

Metalls mit geeigneten Auflösungsmitteln im Schmelztiigel ordentlich geschmolzen wird, völlig unzulänglich. Dennoch mußten vor der Einführung des gemünzten Geldes die Leute diese langweilige und schwierige Operation vornehmen, wenn sie nicht stets den größten Betrügereien und Täuschungen ausgesetzt sein und statt eines Pfundes reinen Silbers oder reinen Kupfers eine betrügerische Komposition der gröbsten und wohlfeilsten Materialien erhalten wollten, äußerlich jenen Metallen ähnlich gemacht. Um solchen Mißbräuchen zuvorzukommen, den Tausch zu erleichtern und dadurch alle Arten der Industrie und des Handels zu ermutigen, sah man sich in allen fortgeschrittenen Ländern genötigt, gewisse Quantitäten solcher Metalle, die daselbst gewöhnlich zum Warenhandel gebraucht werden, mit einem Staatsstempel zu versehen. Dies ist der Ursprung des gemünzten Geldes und jener öffentlichen Anstalten, die Münzen heißen, Einrichtungen von genau derselben Art wie die Ämter der Prüf- und Stempelmeister bei den Wollen- und Leinzeugen. Sie haben alle die gleiche Bestimmung, durch einen öffentlichen Stempel die Menge und gleichförmige Güte dieser Waren, wenn sie zu Markt gebracht werden, zu verbürgen.

Die ersten öffentlichen Stempel dieser Art, die auf die umlaufenden Metalle gedruckt wurden, sollten anscheinend in vielen Fällen dasjenige verbürgen, was zu verbürgen am schwierigsten und zugleich am wichtigsten ist, nämlich die Güte oder Feinheit des Metalls; sie mögen wohl der Sterlingmarke ähnlich gewesen sein, die man jetzt auf Silbergeschirr und Silberbarren prägt, oder der spanischen Marke, die zuweilen auf Goldstangen gesetzt wird und, da sie nur auf einer Seite des Stückes steht und nicht die ganze Oberfläche bedeckt, zwar die Feinheit, aber nicht das Gewicht des Metalls verbürgt. Abraham wiegt dem Ephron die vierhundert Säckel Silber zu, welche er ihm für das Feld von Machpelah zu zahlen versprochen hatte (Genesis 23, 16). Sie wird dabei als die kurante Handelsmünze bezeichnet, und dennoch wird sie zugewogen, nicht zugezahlt, gerade wie es mit den Goldstangen und Silberbarren noch heute geschieht. Die Einkünfte der alten Sachsenkönige in England sollen nicht in Geld, sondern in natura, d. h. in Lebensmitteln und Proviant aller Art, gezahlt worden sein. Wilhelm der Eroberer führte die Gewohnheit ein, sie in Geld zu entrichten. Dieses Geld wurde jedoch lange auf dem Schatzamt nach dem Gewicht und nicht nach Stücken in Empfang genommen.

Die Unbequemlichkeit und Schwierigkeit, jene Metalle mit Genauigkeit zu wiegen, gab die Veranlassung zur Verfertigung der Münzen, deren Stempel, da er beide Seiten des Stückes und zuweilen auch die Ränder ganz bedeckt, für genügend erachtet wurde, nicht nur die Feinheit, sondern auch das Gewicht des Metalls zu verbürgen. Solche Münzen wurden daher, wie noch heute, ohne die Mühe des Wiegens stückweise angenommen.

Die Namen dieser Münzen scheinen ursprünglich das Gewicht oder die in ihnen enthaltene Metallmenge ausgedrückt zu haben. Zur Zeit des Servius Tullius, der zuerst in Rom Geld münzen ließ, enthielt das römische As oder Pfund ein römisches Pfund guten Kupfers. Es war nach Art unseres Troyes-Pfundes in zwölf Unzen geteilt, deren jede eine wirkliche Unze guten Kupfers enthielt. Das englische Pfund Sterling enthielt zur Zeit Eduards I. nach Tower-Gewicht ein Pfund Silber von bestimmter Feinheit. Das Tower-Pfund scheint etwas mehr als das römische gewesen zu sein und etwas weniger als das Troyes-Pfund. Dieses letztere wurde erst im achtzehnten Regierungsjahr Heinrichs VIII. in der englischen Münze eingeführt. Das fränkische Pfund (*livre*) enthielt zur Zeit Karls des Großen nach Troyes-Gewicht ein Pfund Silber von bestimmter Feinheit. Die Messe zu Troyes in der Champagne wurde zu jener Zeit von allen europäischen Völkern besucht, und die Gewichte und Maße eines so berühmten Marktes waren allgemein bekannt und geschätzt. Das schottische Geldpfund enthielt von Alexander dem Ersten an bis auf Robert Bruce ein Pfund Silber von demselben Gewicht und derselben Feinheit wie das englische Pfund Sterling. Die englischen, französischen und schottischen Pennys (Pfennige) enthalten gleichfalls ursprünglich alle ein wirkliches Pennygewicht Silber, den zwanzigsten Teil einer Unze und den zweihundertundvierzigsten Teil eines Pfundes. Auch der Schilling scheint ursprünglich der Name eines Gewichts gewesen zu sein. »Wenn der Weizen zwölf Schilling das Quarter kostet, sagt ein altes Statut Heinrichs III., so soll ein Pennybrot elf Schilling und vier Pence wiegen.« Doch scheint das Verhältnis zwischen dem Schilling und Penny einerseits und dem Schilling und Pfund andererseits nicht so fest und gleichmäßig gewesen zu sein als das zwischen dem Penny und dem Pfund. Während der Zeit des ersten französischen Königsgeschlechtes scheint der französische Sou (Schilling im Englischen) bald fünf, bald zwanzig und bald

vierzig Pence enthalten zu haben. Unter den alten Sachsen scheint der Schilling zu einer Zeit nur fünf Pence enthalten zu haben, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß er unter ihnen ebenso veränderlich war als unter ihren Nachbarn, den alten Franken. Seit der Zeit Karls des Großen unter den Franken und Wilhelms des Eroberers unter den Engländern scheint das Verhältnis zwischen Pfund, Schilling und Penny bis auf den heutigen Tag dasselbe geblieben zu sein, obgleich ihr Wert sehr verschieden gewesen ist. Denn ich glaube, in allen Ländern der Welt haben Geiz und Ungerechtigkeit der Fürsten und Staatshäupter das Vertrauen der Untertanen mißbraucht und nach und nach den wirklichen Metallgehalt, welcher ursprünglich in den Münzen vorhanden war, verringert. Das römische As wurde in der letzten Zeit der Republik auf den vierundzwanzigsten Teil seines ursprünglichen Werts reduziert und wog statt eines Pfundes nur eine halbe Unze. Das englische Pfund und der englische Penny enthalten gegenwärtig etwa den dritten, das schottische Pfund und der schottische Penny etwa den sechsunddreißigsten und das französische Pfund und der französische Pfennig etwa den sechsundsechzigsten Teil ihres ursprünglichen Werts. Durch diese Operationen setzten sich die Fürsten und Regenten in stand, dem Schein nach ihre Schulden zu bezahlen und ihre Verpflichtungen mit einer geringeren Masse Silber, als sonst nötig gewesen wäre, zu erfüllen. Freilich nur dem Schein nach; denn ihre Gläubiger wurden wirklich um einen Teil dessen, was ihnen zukam, betrogen. Allen anderen Schuldnern im Staat kam dasselbe Privileg zugute, und sie konnten, was sie in alter Münze geborgt hatten, mit derselben nominellen Summe der neuen, schlechten Münze bezahlen. Solche Operationen erwiesen sich daher stets günstig für den Schuldner und verderblich für den Gläubiger und brachten zuweilen größere und allgemeinere Revolutionen im Vermögen der Privatpersonen hervor, als die größte allgemeine Kalamität hätte verursachen können.

Auf diese Weise ist das Geld bei allen zivilisierten Völkern das allgemeine Handelsmittel geworden, durch dessen Vermittlung Güter aller Art gekauft und verkauft oder gegeneinander ausgetauscht werden.

Ich will nun untersuchen, welche Regel die Menschen bei dem Tausch der Güter gegen Geld oder gegeneinander naturgemäß beobachten. Diese Regeln bestimmen das, was der relative oder Tauschwert der Güter heißen kann.

Das Wort *Wert* hat – was wohl zu beachten ist – zweierlei verschiedene Bedeutung und drückt bald die Brauchbarkeit einer Sache, bald die durch den Besitz dieser Sache gegebene Möglichkeit aus, andere Güter dafür zu kaufen. Das eine kann *Gebrauchswert* (*value in use*), das andere *Tauschwert* (*value in exchange*) genannt werden. Dinge, die den größten Gebrauchswert haben, haben oft wenig oder keinen Tauschwert, und umgekehrt haben andere oft den größten Tauschwert, aber wenig oder keinen Gebrauchswert. Nichts ist brauchbarer als Wasser, aber es läßt sich dafür kaum etwas kaufen, kaum etwas dafür in Tausch erhalten. Ein Diamant dagegen hat beinahe gar keinen Gebrauchswert und doch ist oft eine Menge anderer Güter dafür im Tausch zu haben.

Um die Prinzipien zu erforschen, welche den Tauschwert der Waren regulieren, werde ich darzulegen suchen:

Erstens: Welches der wahre Maßstab dieses Tauschwertes ist, oder worin der reale Preis aller Waren besteht.

Zweitens: Aus welchen verschiedenen Teilen dieser Realpreis zusammengesetzt ist oder zu einem Ganzen wird.

Und endlich: Welche Umstände es bewirken, daß einige oder alle diese verschiedenen Teile des Preises bald über, bald unter ihr natürliches oder gewöhnliches Maß gehen, oder welches die Ursachen sind, die den Marktpreis, d. h. den wirklichen Preis der Waren hindern, genau mit dem, was man ihren natürlichen Preis nennen kann, zusammenzufallen.

Ich werde mich bemühen, diese drei Punkte so vollständig und deutlich, als ich es vermag; in den drei folgenden Kapiteln auseinanderzusetzen, wobei ich mir aufs angelegentlichste die Geduld und Aufmerksamkeit des Lesers erbitten muß: seine Geduld zur Prüfung eines Details, welches ihm vielleicht an vielen Stellen unnötigerweise in die Länge gezogen zu sein scheint, und seine Aufmerksamkeit zum Verständnis dessen, was vielleicht auch nach der weitläufigsten Auseinandersetzung, die ich zu geben imstande bin, immer noch ziemlich dunkel erscheinen mag. Ich will lieber Gefahr laufen, langweilig zu erscheinen, um nur sicher zu sein, daß ich deutlich bin; es wird aber dennoch, bei aller Mühe, deutlich zu sein, manche Dunkelheit in einem Gegenstand zurückbleiben, der seiner Natur nach höchst abstrakt ist

FÜNFTES KAPITEL

Von dem wahren und nominellen Wert der Waren oder von ihrem Arbeitswert und ihrem Geldwert

Ein Mensch ist reich oder arm in dem Grad, als er imstande ist, sich die Bedürfnisse, die Annehmlichkeiten und die Freuden des menschlichen Lebens zu verschaffen. Nachdem aber einmal die Teilung der Arbeit durchweg Platz gegriffen hat, kann eines Menschen eigene Arbeit ihn nur mit einem sehr kleinen Teil dieser Dinge versorgen; den weitaus größeren Teil muß er von der Arbeit anderer beziehen, und er wird reich oder arm sein, je nach der Quantität von Arbeit, die ihm zu Gebote steht oder die er kaufen kann. Der Wert einer Ware ist demnach für denjenigen, der sie besitzt, sie aber nicht selbst zu gebrauchen oder zu verzehren, sondern gegen andere Waren auszutauschen gedenkt, gleich der Quantität Arbeit, welche er dafür kaufen kann oder die ihm dafür zu Gebote steht. Die Arbeit ist also der wahre Maßstab des Tauscherts aller Waren.

Der wahre oder Realpreis eines Dings, dasjenige nämlich, was ein Ding den, der es sich verschaffen will, wirklich kostet, ist die zu seiner Beschaffung erforderliche Mühe und Beschwerde. Was ein Ding demjenigen, der es sich verschafft hat und darüber verfügen oder es gegen etwas anderes vertauschen will, wirklich wert ist, das ist die Mühe und Beschwerde, welche er sich dadurch ersparen und dafür anderen Leuten aufhalsen kann. Was mit Geld oder mit Gütern erkauft wird, wird ebenso durch Arbeit erkauft wie das, was man durch eigene Mühe und Arbeit sich verschafft. Jenes Geld oder jene Güter ersparen uns in der Tat diese Arbeit. Sie enthalten den Wert einer bestimmten Quantität Arbeit, welche man gegen etwas vertauscht, wovon man zurzeit glaubt, daß es den Wert einer gleichen Quantität enthalte. Die Arbeit war der erste Preis, das ursprüngliche Kaufgeld, welches für alle Dinge gezahlt wurde. Nicht mit Gold oder Silber, sondern mit Arbeit wurde aller Reichtum der Welt ursprünglich erkauft, und der Wert derselben ist für ihre Besitzer, die sie gegen neue Produkte vertauschen wollen, genau der Arbeitsmenge gleich, welche sie dafür kaufen oder zur Verfügung haben können.

Reichtum ist Macht, wie Hobbes sagt. Wer jedoch ein großes Vermögen erwirbt oder ererbt, erwirbt oder ererbt damit nicht notwendig

politische Macht, sei es im Zivil- oder im Militärwesen. Sein Vermögen wird ihm vielleicht die Mittel bieten, sie zu erwerben, aber der bloße Besitz des Vermögens führt sie ihm nicht notwendig zu. Die Macht, die jener Besitz ihm unmittelbar und direkt verschafft, ist die Macht zu kaufen, eine gewisse Gewalt über alle Arbeit oder alle Arbeitsprodukte, welche zu Markt gebracht werden. Sein Vermögen ist größer oder kleiner, ganz in Gemäßheit der Ausdehnung dieser Macht oder in Gemäßheit der Quantität von Arbeit oder, was dasselbe ist, von Arbeitsprodukten anderer, welche er dafür kaufen oder zur Verfügung haben kann, ein größeres oder ein kleineres. Der Tauschwert eines Dings muß immer der Ausdehnung dieser Macht, die es seinem Besitzer verschafft, ganz genau entsprechen.

Wenn aber auch die Arbeit der wahre Maßstab des Tauscherts aller Waren ist, so wird ihr Wert doch gewöhnlich nicht danach geschätzt. Es ist oft schwer, das Verhältnis zwischen zwei verschiedenen Arbeitsmengen genau zu bestimmen. Die Zeit, die auf zwei verschiedene Arten von Arbeit verwendet wird, reicht allein nicht hin, um dies Verhältnis richtig anzugeben. Es muß auch der verschiedene Grad von Mühsal, die dabei ertragen und von Geist, der aufgeboten wird, in Rechnung gebracht werden. Es kann in der schweren Anstrengung einer Stunde mehr Arbeit stecken als in der leichten Beschäftigung zweier Stunden und in der einstündigen Ausübung einer Kunst, zu deren Erlernung man zehn Jahre brauchte, mehr als in dem Fleiß eines ganzen Monats bei einer gewöhnlichen und leicht erlernbaren Arbeit. Allein es ist nicht leicht, einen genauen Maßstab für die Mühsal oder die Geisteskraft zu finden. Allerdings wird beim Austausch der Produkte verschiedener Arbeitsarten gegeneinander hierauf einige Rücksicht genommen; allein das ordnet sich nicht nach einem genauen Maßstab, sondern nach dem Dingen und Feilschen im Handel jener rohen Ausgleichung gemäß, welche zwar nicht exakt ist, jedoch für die Geschäfte des gemeinen Lebens hinreicht.

Übrigens werden die Waren häufiger gegeneinander als gegen Arbeit vertauscht und verglichen. Es ist daher natürlicher, ihren Tauschwert nach der Quantität einer anderen Ware zu schätzen als nach der Quantität der Arbeit, welche dafür zu kaufen wäre. Auch verstehen die meisten Menschen besser, was mit einer Quantität bestimmter Ware, als was mit einer Quantität Arbeit gemeint ist. Jenes ist ein einfacher hand-

greiflicher Gegenstand, dieses ein abstrakter Begriff, der sich zwar deutlich genug machen läßt, aber doch nicht völlig so natürlich und leicht begreiflich ist.

Wenn nun aber der Tauschhandel aufhört und das Geld zum gewöhnlichen Handelsmittel geworden ist, dann werden die Waren häufiger gegen Geld als gegen andere Waren vertauscht. Der Fleischer bringt selten sein Rind- oder Hammelfleisch zum Bäcker oder zum Brauer, um es gegen Brot oder Bier zu vertauschen, sondern er bringt es auf, den Markt, wo er es gegen Geld verhandelt, und nachher vertauscht er dieses Geld für Brot und Bier. Die Quantität des Geldes, welches er dafür einnimmt, bestimmt auch die Quantität des Brotes und Bieres, die er hernach kaufen kann. Es ist ihm daher natürlicher und leichter zur Hand, ihren Wert nach der Quantität des Geldes, der Ware nämlich, für welche er sie unmittelbar vertauscht, als nach der des Brotes und Bieres, Waren, gegen welche er sie nur durch Vermittlung einer anderen Ware vertauschen kann, zu schätzen, und er sagt lieber, das Pfund eines Fleisches sei drei oder vier Pence wert, als daß er sagt; es sei drei oder vier Pfund Brot oder drei oder vier Quart Dünnbier wert. Daher kommt es, daß der Tauschwert der Waren häufiger nach der Quantität des Geldes geschätzt wird als nach der Quantität der Arbeit oder einer anderen Ware, welche dafür eingetauscht werden kann.

Indessen sind auch Gold, und Silber, wie jede andere Ware, in ihrem Wert veränderlich, bald wohlfeiler und bald teurer, bald leichter und bald schwerer zu kaufen. Die Quantität Arbeit, welche für eine Quantität Gold oder Silber zu kaufen ist und zu Gebote steht, oder die Quantität anderer Güter, welche dafür eingetauscht werden kann, hängt immer von der Ergiebigkeit oder Unergiebigkeit der Bergwerke ab, die man zur Zeit dieses Tausches gerade kennt. Die Entdeckung der reichen Gruben Amerikas brachte im 16. Jahrhundert den Gold- und Silberwert in Europa ungefähr auf den dritten Teil seines, früheren Standes herunter. Da es weniger Arbeit kostete, jene Metalle aus den Gruben zu Markt zu bringen, so konnte man auch, wenn sie dahin kamen, weniger Arbeit damit erkaufen oder zur Verfügung haben; und diese Revolution in ihrem Wert ist, wenn auch vielleicht die größte, doch keineswegs die einzige, von der die Geschichte berichtet. Wie aber ein quantitatives Maß, wie z. B. der natürliche Fuß, die Armlänge oder die Handvoll, welches selbst

sich beständig verändert, niemals einen genauen Maßstab für die Quantität anderer Dinge abgeben kann, so kann auch eine Ware, die ihre eigenen Wert beständig verändert, niemals ein genauer Maßstab für den Wert anderer Waren sein. Gleiche Quantitäten Arbeit sind, wie man behaupten kann, zu allen Zeiten und an allen Orten für den Arbeiter von gleichem Wert. Bei gewöhnlichem Stand seiner Gesundheit, Kraft und Aufgelegtheit, bei gewöhnlichem Grad seiner Geschicklichkeit und Fertigkeit muß er immer denselben Teil seiner Bequemlichkeit, seiner Freiheit und seines Glückes hingeben. Der Preis, den er zahlt, bleibt immer derselbe, wie groß auch die Quantität der Güter ist, die er dafür erhält. Von diesen kann er freilich bald mehr, bald weniger kaufen; aber dann ist nur der Wert der Güter veränderlich, nicht der Wert der Arbeit, die zu ihrem Ankauf dient. Immer und überall ist dasjenige teuer, was schwer zu bekommen ist oder welches zu erwerben viel Arbeit kostet, und dasjenige wohlfeil, was leicht oder mit sehr wenig Arbeit zu haben ist. Mithin ist allein die Arbeit, die in ihrem eigenen Wert niemals veränderlich ist, das letzte und wahre Preismaß, wonach der Wert aller Waren immer und überall geschätzt und verglichen werden kann. Sie ist ihr wahrer Wert, Geld ist nur ihr nomineller Wert.

Obgleich aber gleiche Quantitäten Arbeit für den Arbeiter immer gleichen Wert haben, so scheinen sie doch demjenigen, der den Arbeiter beschäftigt, bald mehr, bald weniger wert zu sein. Er erkaufte sie bald mit einer größeren, bald mit einer kleineren Quantität von Gütern, und ihm scheint der Preis der Arbeit nicht weniger als der aller anderen Güter veränderlich zu sein. In dem einen Fall erscheint sie ihm teuer, in einem anderen wohlfeil. In Wahrheit jedoch sind es die Güter, die in dem einen Fall wohlfeil, im anderen teuer sind. In diesem populären Sinne kann man daher wohl sagen, die Arbeit habe gleich den Waren einen wahren und einen nominellen Wert. Ihr wahrer Wert, kann man sagen, besteht in der Quantität von Bedürfnissen und Annehmlichkeiten des Lebens, welche dafür gegeben wird, ihr nomineller Wert in der Quantität des Geldes. Der Arbeiter ist reich oder arm, gut oder schlecht bezahlt, je nach dem Verhältnis des wahren Werts, nicht nach dem des nominellen Werts seiner Arbeit.

Die Unterscheidung zwischen dem wahren und dem nominellen Wert der Waren und der Arbeit ist nicht etwa nur eine Sache der bloßen

Theorie, sondern kann bisweilen in der Praxis von beträchtlichem Nutzen sein. Ein und derselbe Realwert hat immer ein und denselben Wert, wogegen wegen des Wechsels im Wert des Goldes und Silbers ein und derselbe Nominalwert zuweilen sehr verschiedene Werte hat. Wenn daher ein Landgut mit der Bedingung einer immerwährenden Rente verkauft wird und diese Rente stets denselben Wert haben soll, so ist es für die Familie, der jene Rente zugute kommt, sehr wichtig, daß sie nicht in einer bestimmten Summe Geldes bestehe. In diesem Fall würde ihr Wert einer Veränderlichkeit von doppelter Art ausgesetzt sein: erstens der, welche daraus entspringt, daß zu verschiedenen Zeiten verschiedene Quantitäten Gold und Silber in Münzen von demselben Nennwert enthalten sind, und zweitens der, welche daraus entspringt, daß der Wert gleicher Quantitäten Gold und Silber zu verschiedenen Zeiten ein verschiedener ist.

Fürsten und Freistaaten haben oft einen zeitweiligen Vorteil darin gesehen, die in ihren Münzen enthaltene Quantität reinen Metalls zu vermindern; aber nur höchst selten hielten sie es für vorteilhaft, sie zu vermehren. Die Quantität des in den Münzen enthaltenen edlen Metalls hat sich deshalb wohl bei allen Nationen fast unablässig vermindert und kaum jemals zugenommen. Und so gehen solche Veränderungen fast überall dahin den Wert einer Geldrente zu verringern.

Die Entdeckung der amerikanischen Bergwerke verminderte den Wert des Goldes und Silbers in Europa. Diese Verringerung geht, wie man gewöhnlich annimmt, m. E. ohne sicheren Beweis, noch immer allmählich fort und wird wahrscheinlich noch lange Zeit so fortgehen. Läßt man diese Annahme gelten, so werden solche Veränderungen den Wert einer Geldrente viel eher vermindern, als vermehren, selbst wenn ausbedungen wäre, daß sie nicht in einer bestimmten Summe einer so oder so benannten Münzsorte (z. B. in soundso viel Pfund Sterling), sondern in soundso viel Unzen reinen Silbers oder Silbers von einem bestimmten Feingehalt gezahlt werden solle.

Die in Getreide ausbedungenen Renten haben ihren Wert weit besser bewahrt als die in Geld ausbedungenen, selbst wo die Benennung der Münze keine Änderung erlitten hatte. Durch eine Parlamentsakte aus dem achtzehnten Regierungsjahr der Königin Elisabeth wurde verordnet, daß der dritte Teil der Renten von allen in Pacht gegebenen Gütern

der Universitäten in Getreide ausbedungen werden solle, welches dann entweder in natura oder nach dem laufenden Preis des nächsten Marktes zu entrichten sei. Das Geld, welches aus dieser Getreideernte einkommt, ist, obgleich ursprünglich nur ein Drittel des Ganzen, nach Dr. Blackstone gegenwärtig beinahe das Doppelte von dem, was die anderen beiden Drittel einbringen. Die alten Geldrenten der Universitäten müssen hiernach beinahe auf den vierten Teil ihres früheren Werts heruntergesunken oder wenig mehr wert sein als den vierten Teil des Getreides, welches sie einst wert waren. Dennoch hat seit der Regierung Philipps und Marias der Nennwert der englischen Münze wenig oder keine Änderung erfahren, und dieselbe Zahl Pfunde, Schillinge und Pence hat noch beinahe dieselbe Quantität reinen Silbers. Diese Verminderung in dem Wert der Geldrente der Universitäten entsprang demnach durchaus nur aus der Verminderung des Silberwerts.

Wenn sich zur Verminderung des Silberwerts noch eine Verminderung seiner in den Münzen von gleichem Nennwert enthaltenen Quantität gesellt, so ist der Verlust oft noch größer. In Schottland, wo der Nennwert der Münze viel größere Veränderungen erlitt als jemals in England, und in Frankreich, wo sie noch größere erlitt als jemals in Schottland, sind manche alte Renten, die ursprünglich einen ansehnlichen Wert hatten, durch dies Verfahren beinahe auf nichts reduziert worden.

Gleiche Quantitäten Arbeit wird man in weit auseinander liegenden Zeiten weit eher mit gleichen Quantitäten Getreide, diesem Lebensmittel der Arbeiter, als mit gleichen Quantitäten Goldes und Silbers oder auch jeder anderen Ware erkaufen können. Gleiche Quantitäten Getreide werden also in sehr verschiedenen Zeiten beinahe denselben Realwert haben oder ihren Besitzer befähigen, so ziemlich dieselbe Quantität Arbeit von anderen damit zu erkaufen oder zu seiner Verfügung zu haben. Sie werden dies, sage ich, weit eher tun als gleiche Quantitäten von fast jeder anderen Ware; denn ganz genau tun es eben auch die gleichen Getreidequantitäten nicht. Der Unterhalt des Arbeiters oder der wahre Wert der Arbeit ist, wie ich später zeigen werde, unter verschiedenen Umständen sehr verschieden: reichlicher in einer Gesellschaft, die zur Wohlhabenheit fortschreitet als in einer solchen, die stillsteht, und wieder reichlicher in einer stillstehenden als in einer, mit der es rück-

wärts geht. Für jede andere Ware wird man indessen bald eine größere, bald eine kleinere Quantität Arbeit erkaufen können, je nach der Quantität von Lebensmitteln, welche man gerade dafür kaufen kann. Eine in Getreide ausbedungene Rente ist deshalb nur den Veränderungen der Arbeitsquantität unterworfen, die mit einer bestimmten Getreidequantität erkaufbar ist; wogegen eine in irgendeiner anderen Ware ausbedungene Rente nicht nur den Veränderungen der Arbeitsquantität ausgesetzt ist, die mit einer gewissen Getreidequantität erkaufbar ist, sondern auch den Veränderungen der mit einer bestimmten Quantität jener Ware erkaufbaren Getreidequantität.

Es ist indessen zu bemerken, daß der wahre Wert einer Getreideernte sich zwar von Jahrhundert zu Jahrhundert viel weniger verändert als der einer Geldrente, dafür aber von Jahr zu Jahr desto veränderlicher ist. Der Geldwert der Arbeit ändert sich nicht, wie ich später zeigen werde, von Jahr zu Jahr zugleich mit dem Geldwert des Getreides, sondern scheint sich überall nicht dem zeitweiligen oder gelegentlichen Preis dieses Lebensbedürfnisses, sondern vielmehr dem Durchschnitts- oder gewöhnlichen Preis desselben anzupassen. Der Durchschnitts- oder gewöhnliche Preis des Getreides wird seinerseits, wie ich gleichfalls später zeigen will, reguliert durch den Wert des Silbers, durch die Ergiebigkeit oder Unergiebigkeit der Bergwerke, aus denen dieses Metall auf den Markt kommt, oder durch die Quantität der Arbeit – und folglich des Getreides, das dabei verzehrt wird –, die zur Herbeischaffung einer gewissen Silberquantität nötig ist. Der Wert des Silbers ändert sich dagegen zwar zuweilen beträchtlich von Jahrhundert zu Jahrhundert, selten jedoch sehr von Jahr zu Jahr; vielmehr bleibt er oft ein halbes oder auch ein ganzes Jahrhundert hindurch ein und derselbe oder wenigstens beinahe ein und derselbe. Mithin kann auch der gewöhnliche oder Durchschnittspreis des Getreides während einer solchen Periode gleich oder fast gleich bleiben und mit ihm der Geldpreis der Arbeit, vorausgesetzt, daß die Gesellschaft auch in anderer Beziehung dieselbe oder beinahe dieselbe Verfassung beibehält. Innerhalb dieser Zeit kann der zeitweilige oder gelegentliche Preis des Getreides oft in dem einen Jahr doppelt so hoch sein als im vorhergehenden und z. B. der Viertelzentner eine Schwankung von fünf- undzwanzig bis fünfzig Schilling erfahren. Wenn aber das Getreide den letzteren Preis hat, so ist nicht nur der Nominal-, sondern auch der Re-

alwert der Getreideernte gegen den vorhergehenden ein doppelter, d. h. es steht für ihn eine doppelte Quantität der Arbeit oder der meisten anderen Waren zu Gebote, während der Geldpreis der Arbeit und mit ihm der der meisten anderen Dinge bei allen diesen Schwankungen unverändert bleibt.

Es leuchtet also ein, daß die Arbeit ebenso der einzige allgemeine, als der einzige genaue Maßstab des Werts ist oder der einzige Maßstab, nach welchem die Werte der verschiedenen Waren immer und überall verglichen werden können. Man kann, wie gezeigt, den wahren Wert verschiedener Waren nicht von Jahrhundert zu Jahrhundert nach den Quantitäten Silber, die dafür gegeben werden, man kann ihn nicht von Jahr zu Jahr nach den Getreidequantitäten schätzen. Aber nach den Arbeitsquantitäten kann man ihn mit der größten Genauigkeit sowohl von Jahrhundert zu Jahrhundert als von Jahr zu Jahr schätzen. Von Jahrhundert zu Jahrhundert ist Getreide ein besserer Maßstab als Silber, weil von Jahrhundert zu Jahrhundert für gleiche Getreidequantitäten so ziemlich die nämliche Arbeitsquantität zu haben ist als für gleiche Quantitäten Silber. Umgekehrt ist von Jahr zu Jahr das Silber ein besserer Maßstab als das Getreide, weil für gleiche Quantitäten desselben so ziemlich die nämliche Quantität Arbeit zu bekommen ist.

Wenn es aber auch bei Feststellung immerwährender Renten oder bei Abschließung sehr langer Pachtkontrakte gut sein mag, zwischen wahren und nominellem Preis zu unterscheiden, so hat dies doch beim Kaufen und Verkaufen, den gewöhnlichsten und alltäglichen Geschäften des menschlichen Lebens, durchaus keinen Nutzen.

Zu derselben Zeit und an demselben Ort stehen der Real- und der Nominalpreis aller Waren in genauem Verhältnis zueinander. Je mehr oder weniger Geld man für eine Ware z. B. auf dem Londoner Markt bekommt, desto mehr oder weniger Arbeit wird man zur selben Zeit und an demselben Ort dafür kaufen und haben können. Mithin ist zu derselben Zeit und an demselben Ort der genaue Maßstab für den wahren Tauschwert aller Waren das Geld. Doch ist dies eben nur zu derselben Zeit und an demselben Ort so.

Ogleich an weit auseinander liegenden Plätzen kein regelmäßiges Verhältnis zwischen dem Real- und dem Geldpreis der Waren besteht, so hat doch der Kaufmann, der Güter von einem zum anderen bringt,

nichts als ihren Geldpreis oder den Unterschied zwischen der Quantität Silber, für welche er sie kauft, und derjenigen, für welche er sie wahrscheinlich verkaufen wird, zu beachten. Für eine halbe Unze Silber kann zu Canton in China eine größere Quantität sowohl an Arbeit als an Lebens- und Genußmitteln zu haben sein als für eine ganze Unze in London. Eine Ware, welche in Canton für eine halbe Unze Silber verkauft wird, kann also an diesem Ort in der That teurer und für ihren Besitzer wichtiger sein als eine Ware für ihren Besitzer in London, die in London für eine ganze Unze verkauft wird. Wenn jedoch ein Londoner Kaufmann zu Canton für eine halbe Unze Silber eine Ware kaufen kann, die er hernach in London für eine Unze zu verkaufen imstande ist, so gewinnt er hundert Prozent bei dem Handel, gerade soviel, als wenn eine Unze Silber in London ganz denselben Wert hätte als, in Canton. Es kommt für ihn nicht in Betracht, daß eine halbe Unze Silber ihm in Canton mehr Arbeit und eine größere Quantität Lebens- und Genußmittel verschaffen würde, als eine ganze Unze ihm in London verschaffen kann. Eine Unze verschafft ihm in London immer doppelt soviel, als ihm eine halbe Unze ebendasselbst verschaffen könnte, und das ist genau das, was er haben will.

Da nun am Ende doch immer der Nominal- oder Geldwert über die Klugheit oder Unklugheit aller Käufe und Verkäufe entscheidet und somit fast alle Geschäfte des täglichen Lebens, in denen es auf den Preis ankommt, regelt, so ist es kein Wunder, daß man auf ihn soviel mehr geachtet hat als auf den Realwert.

In einem Werk jedoch, wie dem vorliegenden, kann es zuweilen nützlich sein, die verschiedenen Realwerte einer Ware in verschiedenen Zeiten und Plätzen oder die verschiedenen Grade der Macht über die Arbeit anderer, welche unter verschiedenen Umständen die Besitzer der Ware durch ebendiesen Besitz erhalten, zu vergleichen. Es sind in diesem Fall nicht sowohl die verschiedenen Quantitäten Silber; für welche sie gewöhnlich verkauft wurde, als die verschiedenen Quantitäten Arbeit, welche für jene verschiedenen Quantitäten Silber zu kaufen waren, zu vergleichen. Aber der laufende Preis der Arbeit in entlegenen Zeiten und Orten läßt sich kaum jemals mit einiger Genauigkeit erkennen. Die Getreidepreise sind zwar auch nur an wenigen Orten regelmäßig aufgezeichnet worden; im allgemeinen aber erkennt man sie doch besser, und

Geschichtsschreiber sowie andere Schriftsteller erwähnen sie öfter. Daher müssen wir uns größtenteils an ihnen genügen lassen; nicht, als ob sie immer in genau demselben Verhältnis zum laufenden Preis der Arbeit ständen, sondern weil wir gewöhnlich nichts haben, was diesem Verhältnis näherkommt. Ich werde künftig Gelegenheit haben, einige Vergleiche dieser Art anzustellen.

Mit dem Fortschritt der Industrie fanden es die handeltreibenden Nationen zweckmäßig, verschiedene Metalle zu Geld auszuprägen: Gold für größere Zahlungen, Silber für Käufe von mäßigem Wert und Kupfer oder ein anderes gemeines Metall für Käufe von noch geringerem Belang. Doch betrachteten sie stets eines dieser Metalle vorzugsweise als Maßstab des Werts, und dieser Vorzug scheint im allgemeinen demjenigen Metall zuteil geworden zu sein, welches sie zufällig zuerst als Handelsmittel gebrauchten. Nachdem sie einmal angefangen hatten, sich seiner als ihres Maßstabes zu bedienen – und das mußten sie zu einer Zeit tun, als sie noch kein anderes Geld hatten –, blieben sie gewöhnlich dabei, wenn auch die Nötigung dazu nicht mehr vorhanden war.

Die Römer sollen bis zum fünften Jahr vor dem ersten Punischen Krieg, wo sie zuerst Silber ausmünzten, nur Kupfergeld gehabt haben (Plinius L. XXXIII c. 3). Daher scheint Kupfer auch immerfort das Wertmaß in jener Republik geblieben zu sein. Nach Assen und Sesterterien scheinen in Rom alle Rechnungen geführt und der Wert aller Grundstücke geschätzt worden zu sein. *As* war immer der Name einer Kupfermünze; das Wort *Sestertius* bedeutet zwei und einen halben *As*. Obgleich also der *Sestertius* ursprünglich eine Silbermünze war, so wurde sein Wert doch in Kupfer angegeben. Von einem, der viel Geld schuldig war, sagte man in Rom, er habe viel von anderer Leute Kupfer.

Die nordischen Völker, welche sich auf den Ruinen des Römischen Reiches einrichteten, scheinen gleich im Anfang ihrer Niederlassungen Silbergeld gehabt und mehrere Zeitalter hindurch weder Gold- noch Kupfermünzen gekannt zu haben. In England gab es Silbermünzen zur Zeit der Sachsen; Gold aber wurde bis zur Zeit Eduards III. nur wenig und Kupfer bis auf Jakob I. von Großbritannien gar nicht gemünzt. Daher wurden in England und, wie ich glaube, aus dem gleichen Grund unter allen anderen modernen Völkern Europas alle Rechnungen in Silbermünze geführt und der Wert aller Güter und Grundstücke allgemein

in Silber berechnet; und wenn wir den Betrag eines Vermögens ausdrücken wollen, so geben wir selten die Anzahl der Guineen, sondern die der Pfunde Sterling an, auf die wir es schätzen.

Ursprünglich konnte, wie ich glaube, in allen Ländern, als gesetzliches Zahlungsmittel nur eine Münze desjenigen Metalls gelten, welches vorzüglich als Preismaß oder Wertmesser betrachtet wurde. In England wurde das Gold, nachdem es lange schon zu Geld gemünzt war, immer noch nicht als gesetzliches Zahlungsmittel angesehen. Das Wertverhältnis zwischen Gold- und Silbergeld war durch kein Staatsgesetz oder Verordnung festgesetzt; man überließ es dem Markt, dasselbe zu bestimmen. Wenn ein Schuldner die Zahlung in Gold anbot, so konnte der Gläubiger eine solche Zahlung entweder ganz und gar zurückweisen oder sie nach einer Schätzung des Goldes annehmen, über die er sich mit dem Schuldner einigte. Kupfer ist gegenwärtig außer beim Wechseln kleiner Silbermünzen kein gesetzliches Zahlungsmittel. Bei diesem Stand der Dinge war die Unterscheidung zwischen dem Währungsmetall und demjenigen, welches nicht Wertmaßstab war, etwas mehr als eine bloße nominelle Unterscheidung.

Als im Verlauf der Zeit die Leute mit dem Gebrauch der verschiedenen gemünzten Metalle vertrauter wurden und sich folglich an das Verhältnis ihrer respektiven Werte besser gewöhnten, fand man es, wie ich glaube, in den meisten Ländern zweckmäßig, dieses Verhältnis festzustellen und durch ein öffentliches Gesetz zu bestimmen, daß z. B. eine Guinee von dem und dem Schrot und Korn gegen einundzwanzig Schilling eingewechselt werden oder als gesetzliches Zahlungsmittel für eine Schuld dieses Betrages gelten soll. Bei diesem Stand der Dinge und während der Dauer eines derartigen regulierten Verhältnisses ist die Unterscheidung zwischen dem Währungsmetall und demjenigen, welches nicht Wertmaßstab ist, wenig mehr als eine nominelle Unterscheidung.

Infolge einer Veränderung dieses regulierten Verhältnisses wird indessen die Unterscheidung wieder etwas mehr als eine bloß nominelle oder scheint es wenigstem zu werden. Wenn z. B. der regulierte Wert einer Guinee entweder auf zwanzig Schilling vermindert oder auf zweiundzwanzig erhöht würde, so könnte, da alle Rechnungen in Silbergeld geführt und darin auch fast alle Schuldverschreibungen ausgedrückt sind, der größere Teil der Zahlungen zwar in beiden Fällen mit derselben

Summe Silbergeldes wie früher geleistet werden, würde aber in Goldmünze eine ganz andere Summe erfordern: eine größere in dem einen, eine kleinere in dem anderen Fall. Das Silber würde dann in seinem Wert unveränderlicher zu sein scheinen als das Gold: Es würde den Anschein haben, als ob das Silber den Wert des Goldes, das Gold aber nicht den des Silbers bestimme. Der Wert des Goldes würde von der Quantität des Silbers abhängig zu sein scheinen, gegen die es in Tausch ginge, aber nicht umgekehrt der Wert des Silbers von der Quantität des Goldes, die dafür zu haben wäre. Diese Verschiedenheit hätte indessen ihren Grund lediglich in der Gewohnheit, die Rechnungen lieber in Silber als in Gold zu führen und den Betrag aller großen und kleinen Summen in Silbergeld auszudrücken. Eine von Herrn Drummonds Noten zu fünfundzwanzig oder fünfzig Guineen würde nach einer solchen Veränderung immer noch wie früher mit fünfundzwanzig oder fünfzig Guineen zu bezahlen sein. Sie wäre nach einer solchen Veränderung zwar mit der nämlichen Quantität Gold zu bezahlen wie früher, aber keineswegs mit der nämlichen Quantität Silber. Bei der Auszahlung einer solchen Note würde das Gold in seinem Wert unveränderlicher zu sein scheinen als das Silber. Gold würde den Wert des Silbers, aber Silber nicht den des Goldes zu bestimmen scheinen. Wenn die Gewohnheit, in dieser Weise Rechnung zu führen und Promessen sowie andere Schuldverschreibungen auszudrücken, einmal allgemein werden sollte, so würde das Gold und nicht das Silber als dasjenige Metall betrachtet, welches vorzugsweise das Preismaß oder der Wertmesser wäre.

In der Tat reguliert während der Dauer eines zwischen den respektiven Werten der verschiedenen gemünzten Metalle festgesetzten Verhältnisses der Wert des kostbarsten Metalls den Wert des gesamten Geldes. Zwölf Kupferpence enthalten ein halbes Pfund (Sollgewicht) Kupfer, nicht von der besten Qualität, welches, bevor es gemünzt ist, kaum sieben Pence an Silber wert ist. Da aber gemäß der gesetzlichen Verordnung zwölf solche Pence einen Schilling gelten, so werden sie auf dem Markt so betrachtet, als wenn sie einen Schilling wert wären, und man kann zu jeder Zeit einen Schilling dafür erhalten. Kurz vor der letzten Umprägung der britischen Goldmünzen war das Gold, wenigstens soviel davon in und um London in Umlauf war, im allgemeinen weit weniger als das meiste Silber unter sein gesetzliches Gewicht gesunken. Dennoch wur-

den einundzwanzig abgenutzte und vermischte Schillinge als Gegenwert für eine Guinee betrachtet, welche vielleicht auch abgenutzt und vermischt war, doch aber selten in solchem Grad. Die letzten Regulierungen (1774) haben die Goldmünze ihrem gesetzlichen Gewicht vielleicht so nahegebracht, als sich überhaupt das kursierende Geld eines Landes bringen läßt, und die Verordnung, daß bei den Staatskassen kein Gold anders, als nach dem Gewicht anzunehmen ist, wird dasselbe wahrscheinlich so lange vollwichtig erhalten, als jene Verordnung beobachtet wird. Die Silbermünze ist noch immer in demselben abgenutzten und verschlechterten Zustand wie vor der Umprägung der Goldmünze. Dennoch werden im Handel und Wandel einundzwanzig Schillinge dieser verschlechterten Silbermünze für eine Guinee dieser ausgezeichneten Goldmünze angenommen.

Die Umprägung der Goldmünze hat offenbar den Wert der Silbermünze, die dagegen umgewechselt werden kann, gesteigert.

In der englischen Münze wird ein Pfund Gold zu vierundzwanzig und einer halben Guinee ausgemünzt, was, die Guinee zu einundzwanzig Schilling gerechnet, sechsundvierzig Pfund Sterling, vierzehn Schilling und sechs Pence macht. Die Unze einer solchen Goldmünze ist folglich 3 £ 17 sh. 10 ½ d. in Silber wert. In England wird keine Münzgebühr oder Schlagschatz für das Prägen gezahlt, und wer ein Pfund oder eine Unze guten Goldes in ungemünztem Zustand zur Münze bringt, bekommt ein richtiges Pfund oder eine Unze in gemünztem Gold ohne allen Abzug zurück. Folglich heißen in England drei Pfund, siebzehn Schilling und zehn und ein halber Penny der Münzpreis einer Unze Goldes oder die Quantität gemünzten Goldes, welche die Münze für gutes ungemünztes Gold zurückgibt.

Vor der Umprägung der Goldmünze war der Marktpreis der Unze des normalmäßigen Barrengoldes viele Jahre hindurch über 3 £ 18 sh., manchmal 3 £ 19 sh. und sehr oft 4 £ gewesen, wahrscheinlich weil diese Summe der abgenutzten und verschlechterten Goldmünze selten mehr als eine Unze feinen Goldes enthielt. Seit der Umprägung der Goldmünze geht der Marktpreis der Unze normalmäßigen Barrengoldes selten über 3 £ 17 sh. 7 d. Vor der Umprägung der Goldmünze war der Marktpreis stets mehr oder weniger über dem Münzpreis; seit jener Umprägung ist der Marktpreis beständig unter dem Münzpreis gewesen.

Doch ist dieser Marktpreis derselbe, er mag in Gold- oder in Silbermünze gezahlt werden. Jene Umprägung hat mithin nicht nur den Wert der Goldmünze, sondern ebenso den der Silbermünze im Verhältnis zu ungemünztem Gold und wahrscheinlich im Verhältnis zu allen anderen Waren erhöht, obgleich wegen des Einflusses, den so manche andere Umstände auf den Preis der meisten anderen Waren haben, die Erhöhung des Werts sowohl der Gold- wie der Silbermünzen im Vergleich mit dem Warenpreis nicht so deutlich und fühlbar sein kann.

In der englischen Münze wird ein Pfund feinen ungemünzten Silbers zu zweiundsechzig Schilling ausgemünzt, die wieder ein richtiges Pfund feinen Silbers enthalten. Fünf Schilling und zwei Pence heißt daher in England der Münzpreis der Unze Silber, d. h. die Quantität Silbermünze, welche die englische Münze für feines ungemünztes Silber zurückgibt. Vor der Umprägung der Goldmünze war der Marktpreis des feinen ungemünzten Silbers nach Umständen fünf Schilling und vier Pence, fünf Schilling und fünf Pence, fünf Schilling und sechs Pence, fünf Schilling und sieben Pence und sehr oft fünf Schilling und acht Pence die Unze. Fünf Schilling und sieben Pence scheint indessen der gewöhnlichste Preis gewesen zu sein. Seit der Umprägung der Goldmünze ist der Marktpreis des feinen ungemünzten Silbers gelegentlich auf fünf Schilling und drei Pence, fünf Schilling und vier Pence und fünf Schilling und fünf Pence die Unze gefallen, welchen letzteren Preis es kaum jemals überstieg. Obgleich der Marktpreis des ungemünzten Silbers seit der Umprägung der Goldmünze beträchtlich gefallen ist, so ist er doch nicht so tief gefallen wie der Münzpreis.

Wie in dem Verhältnis zwischen den verschiedenen Metallen der englischen Münzen das Kupfer weit über seinem wirklichen Wert steht, so das Silber etwas unter dem seinen. Auf dem europäischen Markt, in den französischen und holländischen Münzen wird eine Unze feinen Goldes für etwa vierzehn Unzen feinen Silbers umgewechselt. In englischer Münze wird sie für etwa fünfzehn Unzen umgewechselt, d. h. für mehr Silber, als sie nach der allgemeinen Schätzung Europas wert ist. Wie aber der Preis des rohen Kupfers selbst in England nicht durch den hohen Preis der englischen Kupfermünzen gestiegen ist, so ist der Preis des ungemünzten Silbers nicht um des niedrigen Satzes der englischen Silbermünzen willen gefallen. Ungemünztes Silber hat sein eigentümliches

Verhältnis zum Gold beibehalten, und zwar aus demselben Grund, aus welchem rohes Kupfer sein eigentümliches Verhältnis zum Silber behalten hat.

Nach der Umprägung der Silbermünze unter der Regierung Wilhelms III. blieb der Preis des ungemünzten Silbers noch immer etwas über dem Münzpreis. Locke führte diesen hohen Preis darauf zurück, daß die Ausfuhr des ungemünzten Silbers gestattet war, die der Silbermünze nicht. Jene Ausfuhrerlaubnis, sagte er, mache die Nachfrage nach ungemünztem Silber größer als die nach Silbermünze. Allein die Zahl der Leute, welche zum täglichen Gebrauch beim Kaufen und Verkaufen im Land selbst Silbermünzen nötig haben, ist sicherlich weit größer als die Zahl derer, welche zur Ausfuhr oder zu irgendeinem anderen Zweck ungemünztes Silber brauchen. Es existiert gegenwärtig eine gleiche Ausfuhrerlaubnis für Goldbarren und ein gleiches Ausfuhrverbot für Goldmünzen; und dennoch ist der Preis der Goldbarren unter den Münzpreis gefallen. Aber in den englischen Münzen wurde damals ganz so, wie jetzt, das Silber gegen Gold zu niedrig geschätzt, und die Goldmünze (von der man zu jener Zeit auch nicht glaubte, daß sie einer Umprägung bedürfe) regulierte ebenso, wie jetzt, den Realwert aller Geldmünzen. Da die Umprägung der Silbermünze den Preis des ungemünzten Silbers damals nicht auf den Münzpreis reduzierte, so ist es nicht sehr wahrscheinlich, daß eine ähnliche Umprägung dies jetzt bewirken würde.

Würde die Silbermünze ihrem Normalgewicht so nahegebracht wie das Gold, so würde man nach dem jetzigen Verhältnis für eine Guinee wahrscheinlich mehr Silber in Münze erhalten, als man dafür Silber in Barren bekommen kann. Enthielte dies Silbergeld sein volles gesetzliches Gewicht, so würde es vorteilhaft sein, dasselbe einzuschmelzen, um es als Barren für Goldmünze zu verkaufen, und diese Goldmünze dann wieder gegen Silbergeld zu wechseln, das man gleichfalls wieder einschmelzen würde. Eine Änderung im gegenwärtigen Verhältnis scheint das einzige Mittel zu sein, diesem Übel zu steuern.

Der Übelstand wäre vielleicht nicht so groß, wenn das Silber in den Münzen um ebensoviel über sein richtiges Verhältnis zum Gold veranschlagt würde, als es jetzt unter demselben steht, vorausgesetzt nämlich, daß zu gleicher Zeit verordnet würde, daß das Silber nicht für mehr als für eine Guinee gesetzliches Zahlungsmittel sein solle, gerade so, wie das

Kupfer nicht für mehr als einen Schilling gesetzliches Zahlungsmittel ist. In diesem Fall könnte kein Gläubiger durch die hohe Wertung des Silbergeldes beeinträchtigt werden, wie ja auch jetzt kein Gläubiger durch die hohe Wertung des Kupfers beeinträchtigt wird. Nur die Bankiers würden unter dieser Verfügung leiden. Wenn ein Zahlungsandrang über sie kommt, so suchen sie zuweilen dadurch Zeit zu gewinnen, daß sie in Sixpence-Stücken bezahlen; dies verwerfliche Mittel einer unmittelbaren Zahlung zu entgehen, würde ihnen durch jene Verfügung abgeschnitten werden. Sie würden sich daher gezwungen sehen, stets eine größere Summe baren Geldes in ihren Kassen liegen zu haben, als es gegenwärtig der Fall ist, ohne Zweifel ein arger Übelstand für sie, für ihre Gläubiger jedoch eine starke Sicherheit.

Drei Pfund, siebzehn Schilling und zehn und ein halber Penny (der Münzpreis des Goldes) enthalten selbst in unserer derzeitigen ausgezeichneten Goldmünze gewiß nicht mehr als eine Unze feines Goldes und sollten also, wie man denken müßte, auch nicht mehr feines ungemünztes Metall zu erkaufen imstande sein. Allein gemünztes Gold ist bequemer als ungemünztes, und obwohl in England das Prägen kostenfrei geschieht, so kann doch das in Barren zur Münze gebrachte Gold dem Eigentümer selten früher als nach Verlauf einiger Wochen gemünzt zurückgegeben werden. In dem gegenwärtigen raschen Umlauf der Münze könnte es erst nach Verlauf einiger Monate zurückgegeben werden. Dieser Verzug kommt einer kleinen Abgabe gleich und macht das gemünzte Gold etwas wertvoller als eine gleiche Quantität ungemünzten Goldes. Wenn in den englischen Münzen das Silber nach seinem richtigen Verhältnis zum Gold geschätzt würde, so würde der Preis des ungemünzten Silbers wahrscheinlich schon ohne alle Umprägung der Silbermünzen unter den Münzpreis herabsinken, da ja sogar der Wert der jetzigen abgenutzten und verwischten Silbermünzen sich nach dem Wert der guten Goldmünzen richtet, für die es umgewechselt werden kann.

Ein kleiner Schlagschatz oder Münzgebühr auf Gold und Silber würde den gemünzten Stücken dieser Metalle wahrscheinlich einen noch größeren Vorzug vor den ungemünzten derselben verschaffen. Das Prägen würde in diesem Fall den Wert der Münzstücke um diese kleine Gebühr erhöhen, wie aus demselben Grund die Form den Wert eines Tafelgeschirrs um den Preis der Form erhöht. Der Vorzug der Münzen vor den

Barren würde dem Einschmelzen der Münzen vorbeugen und von ihrer Ausfuhr abhalten: Wenn ein Staatsbedürfnis es nötig machen sollte, Geld auszuführen, so würde der größte Teil desselben bald von selbst wieder zurückkehren. Auswärts könnte es nur nach seinem Barrengewicht verkauft werden; im Land dagegen würde es mehr als dies Gewicht gelten: daher wäre ein Gewinn dabei, es wieder nach Hause zu bringen. In Frankreich wird ein Schlagschatz von etwa acht Prozent fürs Prägen bezogen, und es kehrt, wie es heißt, das französische Geld, wenn es ausgeführt worden, von selbst ins Land zurück.

Die gelegentlichen Schwankungen im Marktpreis des ungemünzten Goldes und Silbers entstehen aus den nämlichen Ursachen als die gleichen Schwankungen im Preis aller anderen Waren. Der häufige, durch mancherlei Zufälle zur See und zu Land verursachte Verlust dieser Metalle, der fortwährende Abgang derselben im Vergolden und Plattieren, in Borten und Stickereien, in Abnutzung des Geldes und Geschirrs erfordert in allen Ländern, die keine eigenen Gruben besitzen, eine beständige Einfuhr zum Ersatz dieses Verlustes und Abgangs. Die Kaufleute, welche diese Einfuhr besorgen, nehmen, wie alle anderen Kaufleute, ohne Zweifel darauf Bedacht, dieselbe auf das Maß zu beschränken, welches nach ihrem Urteil die unmittelbare Nachfrage haben wird. Doch tun sie darin trotz ihrer Aufmerksamkeit manchmal zuviel und ein andermal zuwenig. Wenn sie mehr ungemünztes Metall einführen, als begehrt wird, so verkaufen sie bisweilen, um nur nicht die Gefahr und Mühe der Wiederausfuhr zu haben, einen Teil derselben etwas unter dem gewöhnlichen oder Durchschnittspreis; haben sie dagegen weniger eingeführt, als nötig ist, so nehmen sie etwas mehr als diesen Preis. Wenn aber unter allen diesen gelegentlichen Schwankungen der Marktpreis des ungemünzten Goldes und Silbers mehrere Jahre hindurch beständig und unverändert entweder mehr oder weniger über oder mehr oder weniger unter dem Münzpreis sich erhält, so kann man sicher sein, daß diese Stetigkeit und Beständigkeit des höheren oder niedrigeren Preises durch etwas in dem Stand des Geldes verursacht wird, was zur Zeit einer bestimmten Quantität Geld mehr oder weniger Wert gibt als der Metallmünze, welche es genau enthalten sollte. Die Beständigkeit und Stetigkeit der Wirkung setzt eine gleiche Beständigkeit und Stetigkeit der Ursache voraus.

Das Geld eines bestimmten Landes ist zu einer bestimmten Zeit und an einem bestimmten Ort ein mehr oder weniger genauer Wertmesser, je nachdem die umlaufenden Münzen mehr oder weniger vollwichtig sind, d. h. mehr oder weniger genau die Quantität reinen Goldes oder Silbers enthalten, die sie enthalten sollen. Enthielten z. B. in England vierundvierzig und eine halbe Guinee genau ein Pfund feinen Goldes, d. h. elf Unzen feines Gold und eine Unze Zusatz, so würde die englische Goldmünze ein so genauer Maßstab für den jedesmaligen Wert der Güter sein, als es die Natur der Dinge überhaupt zuläßt. Wenn aber vierundvierzig und eine halbe Guinee infolge der Abnutzung im allgemeinen weniger als ein Pfund feinen Goldes enthalten, wobei jedoch die Verminderung in einigen Stücken größer ist als in anderen, so unterliegt dieser Wertmesser demselben Los der Unzuverlässigkeit, dem alle anderen Gewichte und Maße gewöhnlich ausgesetzt sind. Da diese selten genau mit ihrem gesetzlich festgelegten Maß übereinstimmen, so bestimmt der Kaufmann, so gut er kann, den Preis seiner Güter nicht nachdem, was diese Gewichte und Maße sein sollten, sondern nach dem, wie er sie seiner Erfahrung nach im Durchschnitt wirklich vorfindet. Infolge einer gleichen Ungenauigkeit im Geld wird der Preis der Güter nicht nach der Quantität reinen Goldes oder Silbers bestimmt, welches das Geld enthalten sollte, sondern nach derjenigen, welche es, wie die Erfahrung lehrt, im Durchschnitt tatsächlich enthält.

Unter dem Geldpreis der Güter – dies möge man beachten – verstehe ich immer die Quantität reinen Goldes oder Silbers, für welche sie verkauft werden, ohne alle Rücksicht auf die Benennung der Geldstücke. Sechs Schilling und acht Pence zur Zeit Eduards I. sehe ich z. B. für denselben Geldpreis an wie ein Pfund Sterling in der Gegenwart, weil jene, soweit wir darüber urteilen können, dieselbe Quantität reinen Silbers enthielten.

SECHSTES KAPITEL

Von den Theilen, aus denen sich der Warenpreis zusammensetzt

In jenem frühen und rohen Zustand der Gesellschaft, welcher der Kapitalanhäufung und Landaneignung vorhergeht, scheint allein das Verhältnis zwischen den Arbeitsmengen, die zur Beschaffung verschiedener Dinge nötig sind, eine Regel für den Tausch derselben zu bilden. Wenn es z. B. unter einem Jägervolk zweimal soviel Arbeit kostet, einen Biber zu erlegen als einen Hirsch, so wird natürlich ein Biber zwei Hirsche wert sein oder dafür in Tausch gehen. Es ist natürlich, daß das Produkt der Arbeit zweier Tage oder zweier Stunden doppelt so hoch bewertet wird als das Produkt einer Arbeit von einem Tag oder einer Stunde.

Wenn die eine Art der Arbeit anstrengender ist als die andere, so wird natürlich eine Vergütung für die größere Mühe gewährt, und das Produkt einer einstündigen Arbeit der einen Art kann oft gegen das Produkt einer zweistündigen Arbeit einer anderen Art vertauscht werden.

Oder wenn die eine Art Arbeit einen ungewöhnlichen Grad von Geschicklichkeit und Talent erfordert, so wird die Achtung, die man für solche Talente hat, ihrem Produkt einen höheren Wert geben, als er der darauf verwandten Zeit sich gebührte. Solche Talente können selten anders als durch langen Fleiß erworben werden, und der höhere Wert ihres Produkts wird oft nichts weiter sein als ein billiger Ersatz der Zeit und Arbeit, welche zu ihrer Aneignung gebraucht würden. In einem fortgeschrittenen Zustand der Gesellschaft erfolgen solche Vergütungen für größere Mühe und Geschicklichkeit gewöhnlich durch den Arbeitslohn, und es läßt sich annehmen, daß etwas Ähnliches auch in ihrer freiesten und rohsten Periode stattfand.

Bei diesem Stand der Dinge gehört das ganze Arbeitsprodukt dem Arbeiter, und die zur Beschaffung oder Hervorbringung einer Ware aufgewendete Quantität von Arbeit ist das einzige, was die Quantität von Arbeit bestimmen kann, welche man für jene Waren kaufen oder in Tausch erhalten sollte.

Sobald sich in den Händen einiger Personen Kapital gesammelt hat, wird natürlich einer oder der andere unter ihnen sein Kapital dazu verwenden, fleißigen Leuten Arbeit zu geben und sie mit Material und Le-

bensmitteln zu versorgen, um aus dem Verkauf ihres Arbeitserzeugnisses oder aus dem, was das Material durch ihre Arbeit an Wert gewinnt, Vorteil zu ziehen. Bei dem Austausch des fertigen Erzeugnisses gegen Geld, Arbeit oder andere Güter muß über das, was zur Bezahlung des Materials und Arbeitslohns erforderlich ist, noch etwas für den Gewinn des Unternehmers herauskommen, der sein Kapital dabei aufs Spiel gesetzt hat. Der Wert, welchen die Arbeiter dem Material hinzufügen, löst sich also in diesem Fall in zwei Teile auf, in den Arbeitslohn und in den Gewinn des Arbeitgebers über das ganze für Material und Arbeitslohn verausgabte Kapital hinaus. Er könnte kein Interesse haben, die Arbeiter zu beschäftigen, wenn er nicht aus dem Verkauf ihrer Arbeit etwas mehr zu ziehen hoffte, als zur Wiedererstattung seines Kapitals erforderlich ist; und ferner könnte er kein Interesse haben, lieber ein großes als ein kleines Kapital ins Geschäft zu stecken, wenn sein Gewinn sich nicht nach der Größe des Kapitals richtete.

Man wird vielleicht auf den Gedanken kommen, der Kapitalgewinn sei nur ein anderer Name für den Lohn einer bestimmten Art von Arbeit, der Arbeit nämlich, welche in der Aufsicht und Leitung besteht. Er ist indessen durchaus verschieden, wird durch ganz andere Prinzipien bestimmt und steht mit der Größe, der Mühe und dem Geist jener vorgeblichen Arbeit, nämlich der Aufsicht und Leitung, in gar keinem Verhältnis. Er richtet sich immer nach dem Wert des aufgewendeten Kapitals und ist je nach der Größe dieses Kapitals größer oder kleiner. Nehmen wir z. B. an, daß an einem bestimmten Ort, wo der gewöhnliche Jahresgewinn aus gewerblichem Kapital zehn Prozent beträgt, sich zwei Fabriken befinden, in denen je zwanzig Arbeiter für je fünfzehn Pfund pro Jahr oder im ganzen für dreihundert Pfund beschäftigt werden. Nehmen wir ferner an, daß das grobe Material, welches jährlich in der einen verarbeitet wird, nur siebenhundert Pfund kostet, während das feinere Material in der anderen siebentausend kostet. Das in der einen Fabrik jährlich aufgewendete Kapital wird in diesem Fall nur tausend Pfund betragen, hingegen das der anderen siebentausenddreihundert Pfund. Folglich wird nach dem Satz von zehn aufs Hundert der Unternehmer der ersteren nur einen jährlichen Gewinn von etwa hundert Pfund erwarten, während der Unternehmer der letzteren auf siebenhundertunddreißig Pfund rechnet. Obgleich aber ihr Gewinn so verschieden ist, kann doch die Arbeit der Aufsicht und

Leitung bei beiden entweder völlig oder doch nahezu völlig dieselbe sein. In manchen großen Fabriken wird diese Arbeit fast ganz und gar einem Geschäftsführer übertragen. Sein Lohn drückt eigentlich den Wert dieser Arbeit der Aufsicht und Leitung aus. Obwohl bei Aussetzung seines Lohns gewöhnlich nicht nur auf seine Arbeit und Geschicklichkeit, sondern auch auf das in ihn gesetzte Vertrauen Rücksicht genommen wird, so steht jener Lohn doch niemals in einem angemessenen Verhältnis zu dem Kapital, dessen Verwaltung er zu beaufsichtigen hat; vielmehr erwartet der Eigentümer dieses Kapitals, obgleich er fast aller Arbeit entbunden ist, dennoch einen Gewinn, welcher zu seinem Kapital in einem angemessenen Verhältnis stehe. Mithin bildet in dem Preis der Waren der Kapitalgewinn einen Bestandteil, der vom Arbeitslohn durchaus verschieden ist und sich nach ganz anderen Grundsätzen regelt.

Unter diesen Umständen gehört nicht immer das ganze Produkt der Arbeit dem Arbeiter. Er muß es in den meisten Fällen mit dem Kapitalisten teilen, der ihn beschäftigt. Auch ist es die zur Erwerbung oder Hervorbringung einer Ware gewöhnlich erforderliche Arbeitsquantität nicht mehr allein, wodurch die Quantität, welche dafür gewöhnlich zu haben sein sollte, bestimmt wird; denn es ist klar, daß noch eine besondere Quantität als Gewinn für das ausgegebene Kapital hinzukommen muß, das zur Bezahlung des Arbeitslohns und zur Beschaffung der Materialien.

Sobald aller Grund und Boden eines Landes Privateigentum geworden ist, begehren die Grundbesitzer, gleich allen anderen Menschen, »zu ernen, wo sie nicht gesät haben«, und verlangen sogar für ihre natürlichen Produkte eine Rente. Das Holz des Waldes, das Gras des Feldes und alle freiwilligen Früchte der Erde, die, solange der Boden allen gehörte, dem Arbeiter nur die Mühe des Sammeln kosteten, bekommen jetzt auch für ihn einen auf sie gesetzten Zuschlagspreis. Er muß nun für die Erlaubnis, sie zu sammeln, bezahlen und an den Grundbesitzer einen Teil desjenigen abgeben, was seine Arbeit zusammenbringt oder erzeugt. Dieser Teil, oder – was auf dasselbe hinauskommt – der Preis dieses Teiles, bildet die Grundrente und macht in dem Preis der meisten Waren einen dritten Bestandteil aus.

Der Realwert aller Bestandteile des Preises ist, wie man wohl beachten muß, nach der Arbeitsquantität zu messen, welche für einen jeden

derselben zu haben ist. Die Arbeit bestimmt den Wert nicht nur desjenigen Teiles des Preises, der sich selbst wieder in Arbeit auflöst, sondern auch desjenigen, welcher zur Rente, und des dritten, welcher zum Kapitalgewinn (*profit*) wird.

In jeder Gesellschaft löst sich am Ende der Preis sämtlicher Waren in den einen oder anderen oder in alle diese drei Teile auf, und in jeder zivilisierten Gesellschaft setzen sie alle drei der eine mehr, der andere weniger, den Preis der allermeisten Waren zusammen.

Im Getreidepreis wird z. B. mit dem einen Teil die Rente des Grundbesitzers, mit dem anderen der Arbeitslohn oder der Unterhalt der zur Getreideerzeugung nötigen Arbeiter und Zugtiere und mit dem dritten der Gewinn des Pächters bezahlt. Diese drei Teile scheinen entweder unmittelbar oder am Ende den ganzen Getreidepreis auszumachen. Man könnte vielleicht glauben, es sei noch ein vierter Teil nötig, um das Kapital des Pächters wieder zu ersetzen oder den Abgang an Zugvieh und Wirtschaftsgegenständen auszugleichen; allein, es ist zu bedenken, daß der Preis jedes Wirtschaftsgegenstandes, etwa eines Zugpferdes, selbst aus ebenjenen drei Teilen besteht, nämlich aus der Grundrente von dem Land, auf welchem es gezogen wird, aus der Arbeit seiner Zucht und Wartung und aus dem Gewinn des Pächters, der die Grundrente dieses Landes und den Arbeitslohn vorschießt. Wenn also der Getreidepreis auch den Preis und Unterhalt des Pferdes mit bestreitet, so löst sich doch der ganze Preis entweder unmittelbar oder zuletzt in ebenjene drei Teile, der Rente, der Arbeit und des Gewinns, auf.

Bei dem Preis des Mehls muß man zum Getreidepreis den Gewinn des Müllers und den Arbeitslohn seiner Leute hinzurechnen, bei dem Preis des Brotes den Gewinn des Bäckers und den Lohn seiner Leute und bei dem Preis beider die Arbeit, die darin liegt, das Getreide vom Pächter zum Müller und von diesem zum Bäcker zu schaffen, sowie endlich den Gewinn derjenigen, welche den Lohn für diese Arbeit vorschießen.

Der Flachspreis löst sich in die nämlichen drei Teile wie der Getreidepreis auf. Bei dem Preis der Leinwand muß man noch den Arbeitslohn des Flachsbereiters, Spinners, Webers, Bleichers usw. samt dem Gewinn ihrer jeweiligen Arbeitgeber hinzurechnen.

Je mehr eine Ware im einzelnen verarbeitet wird, desto größer wird derjenige Teil des Preises, welcher sich in Arbeitslohn und Gewinn auflöst,

gegenüber dem anderen Teil, der als Rente darin enthalten ist. Bei jeder neuen Verarbeitung wächst nicht nur die Zahl der Gewinne, sondern jeder folgende Gewinn ist auch größer als der vorhergehende, weil das Kapital, woraus er fließt, immer größer sein muß. So muß z. B. das Kapital, welches zur Beschäftigung der Weber dient, größer sein als das für die Spinner angelegte, weil es nicht nur das letztere samt seinen Gewinnen wiedererstattet, sondern außerdem auch noch den Arbeitslohn der Weber hergibt, und die Gewinne müssen stets dem Kapital entsprechen.

Indessen gibt es selbst in den zivilisirtesten Gesellschaften immer einige Waren, deren Preis sich nur in zwei Teile, nämlich in den Arbeitslohn und Kapitalgewinn, auflöst, und bei einer noch kleineren Anzahl von Waren besteht er gar nur in dem Arbeitslohn. Im Preis der Seefische z. B. bezahlt ein Teil die Arbeit der Fischer, der andere den Gewinn des in der Fischerei angelegten Kapitals. Die Rente macht sehr selten einen Teil desselben aus, obwohl dies zuweilen vorkommt, wie ich später zeigen werde. Anders verhält es sich, wenigstens in dem größten Teil von Europa, mit der Flußfischerei. Für den Lachsfang wird eine Rente bezahlt, und die Rente, wenn man sie auch nicht füglich Grundrente nennen kann, macht ebenso wie Arbeitslohn und Gewinn einen Teil des Lachspreises aus. In einigen Teilen Schottlands macht eine kleine Zahl armer Leute ein Gewerbe daraus, längs der Meeresküste jene bunten Steinchen zu sammeln, welche unter dem Namen der schottischen Kiesel allgemein bekannt sind. Der Preis, welcher ihnen vom Steinschneider dafür bezahlt wird, ist lediglich der Lohn für ihre Arbeit; weder Rente noch Gewinn haben daran teil. Aber der Gesamtpreis einer Ware darf sich endlich in den einen oder anderen oder in alle diese drei Teile auflösen, weil alles, was nach Bezahlung der Grundrente und des Preises der ganzen Arbeit, welche Erzeugung, Verarbeitung und Markttransport erforderte, von demselben übrigbleibt, notwendig der Gewinn irgendeines Menschen sein muß.

Wie sich der Preis oder Tauschwert jeder einzelnen Ware für sich in den einen oder anderen oder in alle drei Teile auflöst, so muß der Preis aller Waren insgesamt, welche das ganze jährliche Arbeitsprodukt eines Landes bilden, sich gleichfalls in jene drei Teile auflösen und unter verschiedene Bewohner des Landes sich als Arbeitslohn, als Kapitalgewinn oder als Grundrente verteilen. Hierdurch wird das Ganze, welches jähr-

lich durch die Arbeit einer Nation gesammelt oder hervorgebracht wird, oder, was auf dasselbe hinauskommt, der Preis dieses Ganzen ursprünglich unter die Glieder dieser Volksgemeinschaft ausgeteilt. Arbeitslohn, Gewinn und Rente sind die drei ursprünglichen Quellen alles Einkommens wie aller Tauschwerte. Jedes andere Einkommen fließt zuletzt aus einer oder der anderen dieser Quellen. Wer sein Einkommen aus einem eigenen Fonds bezieht, muß es entweder von seiner Arbeit oder von seinem Kapital oder von seinem Grund und Boden ziehen. Das aus der Arbeit gezogene Einkommen wird Arbeitslohn genannt. Das Einkommen, welches jemand aus der Verwaltung oder Verwendung von Kapital bezieht, heißt Gewinn (*profit*). Dasjenige Einkommen aber, welches jemand aus dem Kapital zieht, das er nicht selbst verwendet, sondern einem anderen leiht, heißt Geldzins oder Interessen. Es ist die Vergütung, welche der Borgende dem Darleiher für den Gewinn zahlt, den er durch Anwendung des Geldes zu machen Gelegenheit hat. Ein Teil dieses Gewinns kommt natürlich dem Borgenden zu, der das Risiko und die Mühe der Kapitalverwendung auf sich nimmt; der andere Teil aber dem Darleiher, der jenem die Gelegenheit gibt, den Gewinn zu machen. Der Geldzins ist immer ein abgeleitetes Einkommen, das, wenn es nicht aus dem durch die Geldbenutzung erzielten Profit gezahlt wird, aus irgendeiner anderen Einkommensquelle gezahlt werden muß, wenn anders der Borger nicht etwa ein Verschwender ist, der eine zweite Schuld macht, um die Zinsen der ersten zu bezahlen. Das Einkommen, welches lediglich von Grund und Boden gezogen wird, heißt Rente und gehört dem Grundbesitzer. Das Einkommen des Pächters geht teils aus seiner Arbeit, teils aus seinem Kapital hervor. Für ihn ist der Boden nur das Mittel, das ihn instand setzt, den Lohn seiner Arbeit zu ernten und aus dem Kapital Gewinn zu ziehen. Alle Steuern und alle Einkünfte, die auf ihnen beruhen, alle Besoldungen, Pensionen und Jahrgelder jeder Art kommen zuletzt aus einer oder der anderen dieser drei ursprünglichen Quellen des Einkommens und werden unmittelbar oder mittelbar vom Arbeitslohn, von Kapitalgewinn oder von der Grundrente gezahlt.

Wenn diese drei Arten des Einkommens verschiedenen Personen gehören, so lassen sie sich leicht unterscheiden; gehören sie aber einer einzigen, so werden sie, wenigstens im gewöhnlichen Sprachgebrauch, zuweilen miteinander zusammengeworfen.

Ein Grundbesitzer, der einen Teil seines Gutes selbst bewirtschaftet, müßte, nachdem er die Kulturkosten bezahlt hat, sowohl die Rente des Gutsbesitzers als den Profit des Pächters erhalten. Allein er kann den ganzen Ertrag Profit nennen und wirft dann, wenigstens im gemeinen Sprachgebrauch, die Rente mit dem Profit zusammen. So ist es bei den meisten unserer nordamerikanischen und westindischen Pflanzer. Sie bewirtschaften ihre Güter größtenteils selber, und man hört daher selten von der Rente einer Pflanzung, oft dagegen von ihrem Gewinn oder Profit.

Gewöhnliche Pächter halten selten einen Aufseher für die Geschäfte des Pachtgutes. Auch arbeiten sie im allgemeinen viel mit eigener Hand, pflügen, eggen usw. Was daher nach Abzahlung der Rente von der Ernte übrigbleibt, muß ihnen nicht nur ihr auf den Anbau verwendetes Kapital samt den ordentlichen Zinsen wiedererstaten, sondern auch den Lohn bezahlen, welcher ihnen als Arbeitern wie als Aufsehern zukommt. Indessen nennen sie das, was nach Abzahlung der Rente und Erhaltung des Kapitals übrigbleibt, Profit, obgleich offenbar der Arbeitslohn einen Teil davon ausmacht. Wenn der Pächter den Arbeitslohn spart, so muß er ihn notwendig selbst gewinnen. Folglich wird in diesem Fall der Arbeitslohn mit dem Profit zusammengeworfen.

Ein unabhängiger Gewerbetreibender, der Kapital genug besitzt, um Material zu kaufen und sich so lange zu unterhalten, bis er seine Arbeit zu Markt bringen kann, würde den Arbeitslohn eines Gesellen gewinnen, der unter einem Meister arbeitet, und zugleich den Profit, welchen der Meister durch den Verkauf der Arbeit des Gesellen macht. Indessen wird sein ganzer Erwerb gewöhnlich Profit genannt und der Arbeitslohn auch in diesem Fall mit dem Profit zusammengeworfen.

Ein Gärtner, der seinen eigenen Garten mit eigener Hand bestellt, vereinigt in seiner Person den dreifachen Charakter eines Grundbesitzers, Pächters und Arbeiters. Daher müßte ihm sein Produkt die Rente des ersten, den Profit des zweiten und den Lohn des dritten eintragen. Indessen wird das Ganze gewöhnlich als sein Arbeiterwerb angesehen, und sowohl die Rente als der Profit werden in diesem Fall mit dem Arbeitslohn zusammengeworfen.

Da es in einem zivilisierten Land nur wenige Waren gibt, deren Tauschwert allein durch die Arbeit bestimmt wird, weil im Gegenteil die

Rente und der Profit das ihrige zu dem Tauschwert der allermeisten Waren reichlich beitragen, so wird das jährliche Landesprodukt immer dazu hinreichen, eine viel größere Quantität Arbeit zu bezahlen, als aufgewendet wurde, um jenes Produkt zu erzeugen, zu bearbeiten und auf den Markt zu bringen. Würde die Nation jährlich die ganze Arbeit, welche sie jährlich zu erkaufen imstande ist, in Gang setzen, so würde, weil die Arbeitsquantität mit jedem Jahr mächtig wachsen müßte, das Produkt jedes folgenden Jahres einen unvergleichlich größeren Wert erlangen als das des vorhergehenden. Aber es gibt kein Land, in welchem das ganze Jahresprodukt zum Unterhalt der Gewerbstätigen verwendet wird. Überall verzehren die Müßigen einen großen Teil desselben, und je nach dem Verhältnis, in welchem es jährlich unter diese beiden verschiedenen Volksklassen verteilt wird, muß sein Durchschnittswert entweder zu- oder abnehmen oder von einem Jahr zum anderen der nämliche bleiben.

SIEBENTES KAPITEL

Von dem natürlichen Preis und dem Marktpreis der Talaren

Es gibt in jeder Nation oder in jeder Gegend einen gewöhnlichen oder Durchschnittssatz sowohl für die Arbeitslöhne wie für den Gewinn bei jeglicher Beschäftigung der Arbeit und des Kapitals. Dieser Satz wird, wie ich später zeigen will, auf natürliche Weise bestimmt, teils durch den allgemeinen Zustand der Nation, ihren Reichtum oder ihre Armut, ihr Fortschreiten, Stehenbleiben oder Zurückgehen, teils durch die besondere Natur der Beschaffung.

Ebenso gibt es in jeder Nation oder Gegend einen gewöhnlichen oder Durchschnittssatz für die Rente, welcher gleichfalls, wie ich später zeigen werde, teils durch den allgemeinen Zustand der Gesellschaft oder Gegend, in welcher der Boden gelegen ist, teils durch die natürliche oder künstlich verbesserte Fruchtbarkeit des Bodens bestimmt wird.

Diese gewöhnlichen oder Durchschnittssätze kann man für die Zeit und den Ort, wo sie herrschen, die natürlichen Sätze des Arbeitslohns, der Rente und des Gewinns nennen.

Wenn der Preis einer Ware weder höher noch niedriger ist, als er sein muß, um die Grundrente, den Arbeitslohn und den Gewinn des auf Erzeugung, Bereitung und Feilbietung verwendeten Kapitals nach ihrem natürlichen Satz zu bezahlen, so wird die Ware für den Preis verkauft, welchen man ihren natürlichen nennen kann.

Die Ware wird dann genau für das verkauft, was sie wert ist oder was sie demjenigen, der sie feilbietet, wirklich kostet; denn obgleich im gewöhnlichen Sprachgebrauch der sogenannte Einkaufspreis einer Ware nicht, den Gewinn des Wiederverkäufers mit einschließt, so ist doch dieser, wenn er sie zu einem Preis verkauft, der ihm nicht den in seiner Gegend gewöhnlichen Profitsatz gewährt, offenbar bei dem Handel im Verlust, da er ja durch eine andere Veranlagung seines Kapitals diesen Gewinn hätte ziehen können. Zudem ist sein Gewinn sein Einkommen, die eigentliche Quelle seines Unterhalts. So, wie er während der Zeit, wo die Güter bereitet und zu Markt gebracht werden, für seine Arbeiter den Lohn oder den Unterhalt auslegt, so legt er ebenso für sich selbst seinen eigenen Unterhalt aus, der sich dann gewöhnlich nach dem Gewinn richtet, den er vernünftigerweise vom Verkauf seiner Güter erwarten kann. Bringen sie ihm nun diesen Gewinn nicht ein, so erstatten sie ihm nicht, was sie ihn doch wirklich gekostet haben.

Obgleich also der Preis, der ihm diesen Gewinn abwirft, nicht immer der niedrigste ist, zu dem ein Handelsmann zuweilen seine Güter ablassen kann, so ist er doch der niedrigste, zu dem er sie wahrscheinlich lange Zeit hindurch verkaufen kann; wenigstens da, wo vollkommene Freiheit herrscht oder wo er sein Gewerbe, sooft es ihm gefällt, verändern darf.

Der wirkliche Preis, zu welchem eine Ware gewöhnlich verkauft wird, heißt ihr Marktpreis. Er kann über dem natürlichen Preis oder unter demselben oder ihm ganz gleich sein.

Der Marktpreis einer Ware wird bestimmt durch das Verhältnis zwischen der Quantität, welche wirklich zu Markt gebracht wird, und der Nachfrage derer, welche ihren natürlichen Preis, d. h. den ganzen Wert der Rente, des Gewinns und der Arbeit, die bis zu ihrer Feilbietung erforderlich waren, zu bezahlen geneigt sind. Solche Leute kann man wirksame Nachfrager oder Kauflustige und ihre Nachfrage die wirksame Nachfrage nennen, weil sie in der Tat bewirkt, daß die Ware zu Markt kommt. Sie ist verschieden von der allgemeinen (absoluten) Nachfrage.

Von einem ganz armen Mann läßt sich in gewissem Sinne sagen, er habe ein Verlangen nach einem Sechsspänner: er möchte ihn gern haben; aber sein Begehren ist keine wirksame Nachfrage, weil die Ware niemals zur Befriedigung desselben zu Markt gebracht werden kann.

Wenn die Quantität einer Ware, die zu Markt gebracht wird, hinter der wirksamen Nachfrage zurückbleibt, so können nicht alle, die den ganzen Wert der Rente, des Gewinns und der Arbeit, welche bis zur Feilbietung ausgelegt werden mußte, bezahlen möchten, mit der Quantität versorgt werden, die sie haben möchten. Lieber, als ganz darauf zu verzichten, finden sich manche unter ihnen bereit, mehr zu bezahlen. Sogleich beginnt ein Wettbewerb unter ihnen, und der Marktpreis steigt oder sinkt in seinem Verhältnis zum natürlichen Preis in dem Maß, als entweder die Größe des Mangels oder die Wohlhabenheit und der begehrlche Luxus der Konkurrenten die Hitze des Wettbewerbs groß werden läßt oder niederhält. Unter Konkurrenten von gleicher Wohlhabenheit und gleichem Luxus wird der gleiche Mangel einen mehr oder weniger eifrigen Wettbewerb hervorrufen, je nachdem die Erwerbung der Ware für sie eine größere oder geringere Wichtigkeit hat. Hieraus erklärt sich der unmäßige Preis der Lebensmittel während einer Belagerung oder zur Zeit einer Hungersnot.

Wenn die feilgebotene Quantität die wirksame Nachfrage übersteigt, so kann sie nicht ganz an diejenigen verkauft werden, welche den ganzen Wert der Rente, des Gewinns und der Arbeit, welche bis zur Feilbietung ausgelegt werden mußten, zu bezahlen geneigt sind. Ein Teil der Waren muß dann an diejenigen abgelassen werden, welche weniger zahlen wollen, und der niedrige Preis, den diese erlegen, muß den Preis des Ganzen herunterdrücken. Der Marktpreis wird nun mehr oder weniger unter den natürlichen Preis sinken, und zwar in dem Maß, als die Größe des Überflusses den Wettbewerb der Verkäufer mehr oder weniger lebhaft macht oder als es für sie mehr oder minder wichtig ist, ihre Ware auf der Stelle loszuwerden. Ein Überfluß an leicht verderbenden Waren bringt eine viel größere Konkurrenz hervor als ein gleicher Überfluß an dauerhaften Waren; so ist sie z. B. größer bei Orangen als bei altem Eisen.

Reicht die feilgebotene Quantität gerade hin, die wirksame Nachfrage zu decken und nicht mehr, so wird der Marktpreis natürlich entweder ganz oder doch möglichst genau dem natürlichen Preis gleichkommen.

Die ganze vorhandene Quantität kann dann zu diesem Preis abgesetzt, – aber sie kann auch zu keinem höheren abgesetzt werden. Die Konkurrenz der Verkäufer zwingt sie alle, diesen Preis anzunehmen, und zwingt sie zugleich doch nicht, auf einen geringeren einzugehen.

Die Quantität des Feilgebotenen richtet sich natürlich von selbst nach der wirksamen Nachfrage. Es liegt ja im Interesse aller derer, welche Boden, Arbeit und Kapital dazu verwenden, eine Ware auf den Markt zu bringen, daß die Quantität derselben niemals die wirksame Nachfrage übersteige; und andererseits liegt es im Interesse der Übrigen, daß sie niemals dahinter zurückbleibe.

Wenn sie zu irgendeiner Zeit die wirksame Nachfrage übersteigt, so müssen manche Bestandteile ihres Preises unter dem natürlichen Satz bezahlt werden. Betrifft dies die Rente, so wird sogleich ihr eigenes Interesse die Grundbesitzer veranlassen, einen Teil ihres Bodens anders zu verwenden; und betrifft es den Arbeitslohn oder den Profit, so wird das Interesse sowohl der Arbeiter als der Arbeitgeber sie dazu bringen, einen Teil ihrer Arbeit oder ihres Kapitals dieser Verwendungsart zu entziehen. Dann wird die auf den Markt gebrachte Quantität bald nur noch hinreichen, die wirksame Nachfrage zu befriedigen. Alle Teile ihres Preises werden wieder auf ihrem natürlichen Satz und der ganze Preis auf den natürlichen Preis hinaufgehen.

Wenn dagegen die feilgebotene Quantität einmal unter dem wirksamen Begehre zurückbleibe, so müßten die Bestandteile ihres Preises über ihren natürlichen Satz hinaufgehen. Betrifft dies die Rente, so werden alle übrigen Grundbesitzer natürlich veranlaßt werden, mehr Land für die Erzeugung dieser Ware herzurichten; betrifft es den Arbeitslohn oder den Profit, so wird das Interesse aller übrigen Arbeiter und Geschäftsmänner sie dahin bringen, mehr Arbeit und Kapital auf die Herstellung und den Verkauf dieser Ware zu verwenden. Bald wird dann die feilgebotene Ware hinreichen, der wirksamen Nachfrage zu entsprechen. Alle Teile ihres Preises werden auf ihren natürlichen Satz und der ganze Preis auf den natürlichen Preis heruntergehen.

Der natürliche Preis ist also sozusagen der Zentralpreis, gegen den die Preise aller Waren beständig gravitieren. Mancherlei Zufälle können die letzteren zuweilen weit über demselben erhalten, zuweilen sie sogar etwas unter demselben herabdücken. Was aber auch immer für Hinder-

nisse sie abhalten mögen, sich in diesem Mittelpunkt der Ruhe und Beständigkeit festzusetzen, so streben sie doch beständig zu demselben hin.

Die ganze Quantität des Gewerbefleißes, der jährlich darauf verwendet wird, eine Ware auf den Markt zu bringen, richtet sich auf diese Weise von selbst nach der wirksamen Nachfrage. Der Gewerbefleiß verfolgt von selbst das Ziel, immer genau jene Quantität auf den Markt zu bringen, welche die wirksame Nachfrage befriedigt und zugleich nicht mehr als befriedigt

In manchen Gewerbsarten bringt jedoch ein und dieselbe Quantität des Fleißes in verschiedenen Jahren sehr verschiedene Warenquantitäten hervor, während in anderen die gleiche oder beinahe die gleiche Warenquantität zustande kommt. Die gleiche Anzahl der mit Landwirtschaft beschäftigten Arbeiter bringt in verschiedenen Jahren sehr verschiedene Quantitäten Getreide, Wein, Öl, Hopfen usw. hervor, wogegen eine gleiche Anzahl Spinner oder Weber Jahr für Jahr dieselbe oder nahezu dieselbe Quantität Leinen- und Wollenzeuge hervorbringt. Bei der ersteren Art des Gewerbefleißes kann nur das Durchschnittsprodukt der wirksamen Nachfrage einigermaßen angepaßt werden, und da das wirkliche Produkt oft viel größer und oft viel geringer ist als das Durchschnittsprodukt, so übersteigt entweder die Quantität der feilgebotenen Waren die wirksame Nachfrage um ein bedeutendes oder bleibt um vieles hinter ihm zurück. Sollte daher auch jener Begehr immer derselbe bleiben, so würde dennoch der Marktpreis großen Schwankungen unterworfen sein und bald tief unter den natürlichen Preis fallen, bald sich wieder weit über ihn erheben. Bei der zweiten Art des Gewerbefleißes kann das Produkt gleicher Arbeitsquantitäten, da es immer dasselbe oder nahezu dasselbe ist, genauer der wirksamen Nachfrage angepaßt werden. Solange daher diese Nachfrage sich gleichbleibt, wird auch wahrscheinlich der Marktpreis der Waren sich gleichbleiben und entweder ganz oder so gut wie ganz derselbe sein wie der natürliche Preis. Daß der Preis der Leinen- und Wollenzeuge weder so häufigen noch so großen Veränderungen unterworfen ist wie der Getreidepreis, ist eine Erfahrung, die jeder leicht machen kann. Der Preis der einen Art Waren ändert sich nur mit den Veränderungen in der Nachfrage, wogegen der einer anderen Art nicht allein mit den Veränderungen in der Nachfrage, sondern auch mit den weit größeren und häufigeren Veränderungen in

der Quantität des zur Befriedigung der Nachfrage auf den Markt Gebrachten.

Die gelegentlichen, zeitweiligen Schwankungen im Marktpreis einer Ware fallen hauptsächlich auf diejenigen Teile des Preises, welche sich in Arbeitslohn und Gewinn auflösen. Der in die Rente sich auflösende Teil wird weniger davon betroffen. Eine in Geld festgesetzte Rente wird davon weder in ihrem Betrag noch in ihrem Wert irgendwie betroffen. Eine Rente, welche in einem bestimmten Verhältnis oder einer bestimmten Quantität des Rohprodukts besteht, wird durch die gelegentlichen, zeitweiligen Schwankungen im Marktpreis dieses Rohprodukts zwar in ihrem jährlichen Wert, selten jedoch in ihrem jährlichen Betrag berührt. Denn bei Abfassung des Pachtvertrages suchen der Grundbesitzer und Pächter den Betrag nicht nach dem gelegentlichen, zeitweiligen, sondern, so gut sie's verstehen, nach dem gewöhnlichen Durchschnittspreis festzusetzen.

Solche Schwankungen treffen den Wert und den Betrag des Arbeitslohns wie auch des Profits in dem Verhältnis, als der Markt gerade mit Waren oder mit Arbeit überschüttet oder unzulänglich versorgt ist, als er eine Fülle entweder schon geleisteter oder erst zu leistender Arbeit darbietet. Eine allgemeine Landstrauer treibt den Preis der schwarzen Zeuge (an denen der Markt bei solchen Gelegenheiten fast immer Mangel zeigt) in die Höhe und steigert die Gewinne der Kaufleute, die eine ansehnliche Quantität davon besitzen. Sie hat aber keinen Einfluß auf den Arbeitslohn der Weber: der Markt leidet Mangel an Waren, nicht an Arbeit; an schon geleisteter, nicht an erst zu leistender Arbeit; sie steigert den Arbeitslohn der Schneidergesellen; denn in dieser Beziehung ist der Markt unzulänglich mit Arbeit versorgt. Es ist eine wirksame Nachfrage nach erst zu leistender Arbeit. Der Preis farbiger Seiden- und Wollenzeuge sinkt, und der Profit der Kaufleute, die davon eine ansehnliche Quantität vorrätig haben, wird geringer. GleichermäÙen sinkt auch der Arbeitslohn der Arbeiter, die mit Anfertigung solcher Waren beschäftigt sind, wonach die Nachfrage auf sechs, vielleicht auf zwölf Monate unterbrochen ist. In diesem Fall ist der Markt mit Waren wie mit Arbeit überfüllt.

Obgleich nun aber der Marktpreis jeder Ware fortwährend gegen den natürlichen Preis, wenn man so sagen darf, gravitiert, so können doch

bald besondere Umstände, bald natürliche Ursachen, bald polizeiliche Anordnungen den Marktpreis vieler Waren lange Zeit hindurch weit über dem natürlichen Preis erhalten.

Wenn durch ein Anwachsen der wirksamen Nachfrage der Marktpreis einer Ware weit über den natürlichen Preis hinaufgeht, so lassen sich's diejenigen, welche ihr Kapital auf die Herstellung derselben verwenden, gewöhnlich angelegen sein, diese Veränderung zu verbergen. Würde sie allgemein bekannt, so würde ihr großer Profit so viele neue Mitbewerber veranlassen, auch ihre Kapitalien in gleicher Weise anzulegen, daß die wirksame Nachfrage bald vollkommen befriedigt und der Marktpreis auf den natürlichen, ja vielleicht für einige Zeit selbst unter denselben zurückgebracht würde. Wenn der Markt von dem Aufenthaltsort derer, die ihn versorgen, weit entfernt ist, so können sie freilich bisweilen das Geheimnis einige Jahre bewahren und während dieser Zeit die außergewöhnlichen Gewinne ohne neue Mitbewerber einstreichen. Indessen können solche Geheimnisse selten lange bewahrt werden, und der außergewöhnliche Gewinn kann nicht viel länger dauern als das Geheimnis.

Fabrikgeheimnisse lassen sich länger bewahren als Handelsgeheimnisse. Ein Färber, der ein Mittel gefunden hat, eine gewisse Farbe mit Materialien herzustellen, die nur halb so viel kosten als die gewöhnlich gebrauchten, kann bei gehöriger Vorsicht den Vorteil seiner Entdeckung, solange er lebt, genießen, ja ihn als ein Vermächtnis seinen Kindern hinterlassen. Sein außergewöhnlicher Gewinn entspringt aus dem hohen Preis, den man ihm für seine geheime Arbeit zahlt; er besteht eigentlich in dem hohen Lohn dieser Arbeit. Da er indes sich bei jedem Teil seines Kapitals wiederholt und sein Gesamtbetrag hierdurch in regelmäßigem Verhältnis zum Kapital steht, so wird er gewöhnlich als außerordentlicher Kapitalgewinn betrachtet.

Solche Erhöhungen des Marktpreises sind offenbar Wirkungen besonderer Umstände, deren Einfluß jedoch bisweilen viele Jahre dauern kann.

Manche Naturprodukte erfordern eine so eigentümliche Beschaffenheit des Bodens und der Lage, daß selbst in einem großen Staat alles Land, welches zur Hervorbringung derselben geeignet ist, doch oft nicht hinreicht, die wirksame Nachfrage zu befriedigen. Daher kann die ganze zu Markt gebrachte Quantität an Käufer abgesetzt werden, die mehr zu geben geneigt sind, als zur Aufbringung der Grundrente des Arbeitslohns

und des Kapitalgewinns ihrem natürlichen Satz entsprechend nötig wäre. Solche Waren können ganze Jahrhunderte hindurch zu diesem hohen Preis verkauft werden, und es ist dann der Preisteil, der sich in die Grundrente auflöst, welcher im allgemeinen über seinen natürlichen Satz hinaus bezahlt wird. Die Rente des Bodens, der so einzige und geschätzte Erzeugnisse hervorbringt, wie z. B. die Rente einiger französischer Weinberge, deren Boden und Lage besonders glücklich sind, steht zu der Rente anderer gleich fruchtbarer und wohl angebauter Ländereien der Umgegend in keinem billigen Verhältnis. Dagegen übersteigt der Arbeitslohn und der Kapitalgewinn bei diesen Erzeugnissen selten das natürliche Verhältnis, welches bei den übrigen Anlagen der Umgegend herrscht.

Solche Erhöhungen des Marktpreises sind offenbar Wirkungen natürlicher Ursachen, welche es verhindern, daß der wirksamen Nachfrage allezeit völlig genügt werde; und welche darum auch ohne Aufhören fortwirken können.

Ein einem Einzelnen, oder einer Handelsgesellschaft verliehenes Monopol hat dieselbe Wirkung wie ein Handels- oder Fabrikgeheimnis. Indem die Monopolisten den Markt beständig dadurch schlecht versorgt halten, daß sie die wirksame Nachfrage nie völlig befriedigen, verkaufen sie ihre Waren weit über dem natürlichen Preis und treiben ihre Vorteile, mögen sie nun in Arbeitslohn oder Profit bestehen, weit über den natürlichen Satz hinaus.

Der Monopolpreis ist jederzeit der höchste, der zu erreichen ist. Der natürliche Preis hingegen oder der Preis der freien Konkurrenz ist der niedrigste, der sich, zwar nicht jedesmal, aber doch lange Zeit hindurch erzielen läßt. Jener ist jedesmal der höchste, der von den Käufern erpreßt werden kann oder von dem sich annehmen läßt, daß sie ihn bewilligen werden; dieser dagegen ist der niedrigste, den die Verkäufer im allgemeinen gerade noch nehmen müssen, wenn sie ihr Geschäft nicht einstellen sollen.

Die ausschließlichen Privilegien von Korporationen, die über die Lehrjahre und alle jene Gesetze, welche in gewissen Gewerben die Konkurrenz auf eine geringere Anzahl von Mitbewerbern beschränken, als ohne sie auftreten würden, haben, wenn auch in geringerem Grad, die nämliche Tendenz. Sie sind eine Art ausgedehnter Monopole, die oft viele Menschenalter hindurch in ganzen Klassen von Gewerben den Marktpreis

einer Ware über dem natürlichen Preis erhalten und sowohl den Arbeitslohn als den Kapitalgewinn etwas über dem natürlichen Satz erhalten.

Solche Erhöhungen des Marktpreises können so lange dauern wie die politischen Einrichtungen, aus denen sie entspringen.

Obleich der Marktpreis einer Ware lange über dem natürlichen Preis sich halten kann, so kann er doch selten lange unter ihm stehen. Welcher seiner Teile auch unter dem natürlichen Satz bezahlt würde, es würden doch immer die dabei interessierten Personen den Verlust sogleich fühlen und so viel Land oder so viel Arbeit oder so viel Kapital zurückziehen, daß die zu Markt gebrachte Ware bald nur noch hinreichen würde, die wirksame Nachfrage zu befriedigen. Mithin würde ihr Marktpreis bald den natürlichen Preis wieder erreichen. Wenigstens träte dieser Fall überall da ein, wo vollkommene Freiheit herrscht.

Dieselben Verordnungen über die Lehrjahre und andere Zunftgesetze, welche den Arbeiter, solange ein Gewerbszweig blüht, instand setzen, seinen Arbeitslohn weit über den natürlichen Satz hinaufzubringen, nötigen ihn wohl auch zuweilen, wenn das Gewerbe in Verfall gerät, den Lohn weit unter jenen Satz fallen zu lassen; wie sie im ersteren Fall viele Leute von seinem Gewerbe ausschließen, so schließen sie in letzteren ihn von vielen anderen Gewerben aus. Doch ist die Wirkung solcher Verordnungen im Herabdrücken des Arbeitslohns bei weitem nicht so andauernd als im Erhöhen desselben über seinen natürlichen Satz. In der einen Weise kann ihr Einfluß Jahrhunderte dauern, in der anderen aber nicht länger, als das Leben der Arbeiter währt, welche zu dem Geschäft in der Zeit seiner Blüte erzogen wurden. Sind sie gestorben, so wird die Zahl derer, die später für dies Gewerbe erzogen werden, sich von selbst nach der wirksamen Nachfrage richten. Die Verwaltung müßte so tyrannisch sein wie die in Hindustan oder im alten Ägypten, wo jedermann durch die Religion gezwungen war, das Geschäft seines Vaters fortzusetzen, und wo es für den schrecklichsten Frevel galt, wenn er's mit einem anderen vertauschte, wenn sie in einem Gewerbe mehrere Generationen hindurch den Arbeitslohn oder den Kapitalgewinn unter ihrem natürlichen Satz sollte erhalten können.

Dies ist alles, was ich für jetzt über die gelegentlichen oder andauernden Abweichungen des Marktpreises vom natürlichen Preis bemerken zu müssen glaube.

Der natürliche Preis selbst ändert sich je nach dem natürlichen Satz eines seiner Bestandteile, des Arbeitslohns, Kapitalgewinns oder der Rente, und in jeder Gesellschaft ändert sich wieder dieser Satz je nach ihren Umständen, nach ihrem Reichtum oder ihrer Armut, ihren Fortschritten, ihrem Stillstand oder ihren Rückschritten. Die Ursachen dieser verschiedenen, Veränderungen werde ich so vollständig und deutlich, als es mir möglich ist, in den vier folgenden Kapiteln behandeln.

Erstens werde ich auseinanderzusetzen suchen, welche Umstände auf natürliche Weise den Satz des Arbeitslohns bestimmen und in welcher Art diese Umstände durch den Reichtum oder die Armut, durch die Fortschritte, den Stillstand oder die Rückschritte der Gesellschaft beeinflußt werden.

Zweitens werde ich mich zu zeigen bemühen, welche Umstände auf natürliche Weise den Satz des Kapitalgewinns bestimmen und in welcher Art auch diese Umstände durch die gleichen Veränderungen im Zustand der Gesellschaft beeinflußt werden.

Obgleich Geldlohn und Geldgewinn bei verschiedener Anlage von Arbeit und Kapital sehr verschieden sind, so scheint doch für gewöhnlich zwischen dem Geldlohn in allen verschiedenen Anlegungen von Arbeit und dem Geldgewinn in allen verschiedenen Anlegungen von Kapital ein gewisses Verhältnis stattzufinden. Dies Verhältnis hängt, wie sich später zeigen wird, theils von der Natur der verschiedenen Anlegungen und theils von den verschiedenen Gesetzen und Verwaltungseinrichtungen der Gesellschaft ab, in der jene Anlegungen erfolgen. Wenn aber auch in vieler Beziehung von den Gesetzen und Polizeieinrichtungen abhängig, so scheint dies Verhältnis doch wenig vom Reichtum oder der Armut einer Nation, von ihren Fortschritten, ihrem Stillstand oder ihren Rückschritten berührt zu werden, sondern in allen diesen Zuständen das nämliche oder beinahe das nämliche zu bleiben.

Drittens werde ich all die verschiedenen Umstände, die dies Verhältnis regulieren, darzulegen suchen.

Viertens und letztens werde ich zu zeigen suchen, welche Umstände die Grundrente regulieren und den Realpreis aller Stoffe, welche das Land erzeugt, erhöhen oder erniedrigen.

ACHTES KAPITEL

Der Arbeitslohn

Das Produkt der Arbeit bildet die natürliche Vergütung derselben oder den Arbeitslohn.

In jenem ursprünglichen Zustand, welcher der Bodenaneignung und der Kapitalansammlung vorhergeht, gehört das ganze Arbeitserzeugnis dem Arbeiter. Er hat weder mit einem Grundbesitzer noch mit einem Meister zu teilen.

Hätte dieser Zustand fortgedauert, so würde der Lohn der Arbeit mit jener Zunahme ihrer produktiven Kräfte, welche durch die Arbeitsteilung herbeigeführt wird, zugleich gewachsen sein. Alle Dinge würden nach und nach wohlfeiler geworden sein: sie wären durch eine kleinere Quantität Arbeit hervorgebracht worden und könnten, da die durch gleiche Quantitäten Arbeit hervorgebrachten Waren bei diesem Zustand natürlich gegeneinander ausgetauscht worden wären, auch mit dem Produkt einer kleineren Quantität gekauft werden.

Wenngleich aber in der Tat alle Dinge wohlfeiler geworden wären, so hätten doch manche scheinbar teurer als zuvor werden oder gegen eine größere Quantität anderer Güter in Tausch gehen können. Man nehme z. B. an, daß zwar in den meisten Gewerben die Produktivkraft der Arbeit um das Zehnfache gewachsen wäre oder daß die Arbeit eines Tages zehnmal mehr als im Anfang hervorbringen konnte, daß dagegen aber in einem einzelnen Gewerbe jene Produktivkraft nur um das Doppelte zugenommen hätte, oder daß die Arbeit eines Tages nur zweimal soviel als früher hervorbringen konnte. Sollte nun das, was das Produkt eines Tagewerks in den meisten Gewerben ist, gegen das Produkt eines Tagewerks in diesem einzelnen Gewerbe vertauscht werden, so würde das Zehnfache der ursprünglichen Tagewerks-Quantität in jenen nur das Doppelte der ursprünglichen Quantität in diesem kaufen können, und es würde ein bestimmtes Quantum, z. B. ein Pfund des letzteren, fünfmal teurer als früher zu sein scheinen und gleichwohl in Wirklichkeit zweimal so wohlfeil sein. Denn obwohl es nur mit einer fünfmal so großen Quantität anderer Güter zu kaufen ist, so erfordert doch seine Hervorbringung oder sein Kauf nur eine halb so große

Quantität Arbeit. Mithin wäre die Erwerbung desselben doppelt so leicht als früher.

Allein dieser ursprüngliche Zustand, in welcher der Arbeiter das ganze Erzeugnis seiner eigenen Arbeit genoß, konnte nicht länger dauern, als bis die Bodenaneignung und Kapitalansammlung eingeführt wurde. Er war daher auch längst zu Ende, ehe die beträchtlichsten Vervollkommnungen in den Produktivkräften der Arbeit eintraten, und es wäre nutzlos, weiter nachzuforschen, welchen Einfluß er auf die Vergütung oder den Lohn der Arbeit gehabt haben würde.

Sobald der Boden Privateigentum wird, fordert der Grundbesitzer einen Teil von fast allen Erzeugnissen, welche der Arbeiter auf demselben hervorbringen oder sammeln kann. Seine Rente bildet den ersten Abzug von dem Erzeugnis der auf den Boden verwendeten Arbeit.

Es kommt selten vor, daß derjenige, welcher das Land bestellt, die Mittel hat, sich bis zur Zeit der Ernte zu erhalten. Sein Unterhalt wird ihm gewöhnlich aus dem Kapital eines Herrn, des Pächters, vorgeschossen, der ihn beschäftigt und kein Interesse haben würde, ihn zu beschäftigen, wenn er nicht von dem Erzeugnis seiner Arbeit einen Anteil erhielte oder wenn sein Kapital ihm nicht mit Gewinn zurückerstattet würde. Dieser Gewinn bildet einen zweiten Abzug von dem Erzeugnis der auf den Boden verwendeten Arbeit.

Das Erzeugnis fast aller anderen Arbeit ist dem gleichen Gewinnabzug ausgesetzt. In allen Handwerken und Gewerben hat der größere Teil der Arbeiter einen Herrn nötig, der ihnen das Arbeitsmaterial, ihren Lohn und ihren Unterhalt bis zur Vollendung ihrer Arbeit vorschießen muß. Er hat an dem Erzeugnis ihrer Arbeit oder an dem Wert, welchen diese zu dem Material hinzufügt, einen Anteil, und in diesem Anteil besteht sein Gewinn.

Manchmal kommt es freilich vor, daß ein einzelner unabhängiger Arbeiter genug Kapital hat, um die Materialien zu kaufen und sich bis zur Vollendung der Arbeit zu unterhalten. Dann ist er Herr oder Meister und Arbeiter zugleich und genießt das ganze Erzeugnis seiner eigenen Arbeit oder den ganzen Wert, welcher durch letztere zu dem Material hinzugekommen ist. Darin ist dann dasjenige enthalten, was sonst als zweierlei Einkommen zweier verschiedener Personen, nämlich als Kapitalgewinn und Arbeitslohn, erscheint.

Indes sind solche Fälle nicht sehr häufig und es kommen überall in Europa zwanzig Arbeiter, die unter einem Meister dienen, auf einen, der unabhängig ist. Folglich wird unter Arbeitslohn immer das verstanden, was er gewöhnlich ist, wenn der Arbeiter und der Kapitalbesitzer, der jenen beschäftigt, verschiedene Personen sind.

Der gebräuchliche Arbeitslohn hängt überall von dem Vertrag ab, den jene beiden Parteien, deren Interessen durchaus nicht die nämlichen sind, miteinander gewöhnlich eingehen. Die Arbeiter wollen soviel als möglich erhalten, die Meister sowenig als möglich geben; die ersteren sind geneigt, sich zu verbinden, um den Arbeitslohn hinaufzutreiben, die letzteren, um ihn herunterzudrücken.

Es ist indes nicht schwer vorauszusehen, welche der beiden Parteien unter den gewöhnlichen Umständen in diesem Streit die Oberhand behalten und die andere zur Einwilligung in ihre Bedingungen zwingen wird. Die Meister können, da sie der Zahl nach weniger sind, sich leichter verbinden, und außerdem billigt auch das Gesetz ihre Verbindungen oder verbietet sie wenigstens nicht, während es die der Arbeiter verbietet. Wir haben keine Parlamentsakten gegen Verabredungen zur Herabsetzung des Arbeitspreises, wohl aber viele gegen Verabredungen zu seiner Erhöhung. In allen solchen Streitigkeiten können die Herren viel länger aushalten. Ein Gutsbesitzer, ein Pächter, ein Handwerksmeister oder ein Kaufmann können, wenn sie auch keinen einzigen Arbeiter beschäftigen, doch im allgemeinen ein oder zwei Jahre von den Kapitalien leben, die sie erworben haben. Viele Arbeiter dagegen können nicht eine Woche, wenige nur einen Monat und kaum einer ein Jahr ohne Beschäftigung bestehen. Auf die Dauer freilich können die Arbeiter dem Meister so notwendig werden, als der Meister ihnen unentbehrlich ist; aber die Notwendigkeit ist keine so unmittelbare.

Man hört, wird hierauf erwidert, von Koalitionen der Meister selten, während man von denen der Arbeiter oft hört. Wer sich aber um deswillen einbildet, daß die Meister sich selten verbinden, der versteht ebensowenig von der Welt als von dieser Sache. Die Meister stehen stets und überall in einer Art stillschweigender, aber fortwährender und gleichförmiger Übereinkunft den Arbeitslohn nicht über seinen gegenwärtigen Satz steigen zu lassen. Diese Übereinkunft zu verletzen gilt überall für eine höchst unbeliebte Handlung und zieht einem Meister unter seinen

Nachbarn und Gewerbsgenossen Schande zu. Man hört allerdings selten von dieser Übereinkunft weil sie der gewöhnliche und, man darf sagen, natürliche Zustand der Dinge ist, von dem niemand etwas hört. Mitunter gehen die Meister auch besondere Verbindungen ein, um den Arbeitslohn sogar unter seinen Satz herunterzudrücken. Diese werden immer mit äußerster Stille und ganz geheim betrieben, bis der Augenblick der Ausführung kommt, und wenn dann die Arbeiter, wie es zuweilen geschieht, ohne Widerstand nachgeben, so hört kein Mensch davon, so schmerzlich es jene auch empfinden. Oft leistet jedoch solchen Verbindungen eine entgegengesetzte abwehrende Verbindung der Arbeiter Widerstand, ja manchmal verabreden sich diese auch ohne eine solche Herausforderung von selbst zur Erhöhung des Preises ihrer Arbeit. Ihr gewöhnlicher Vorwand ist bald der teure Preis der Nahrungsmittel, bald der große Gewinn, den die Meister aus ihrer Arbeit ziehen. Mögen diese Verbindungen aber angreifender oder verteidigender Art sein: ruchbar genug werden sie jederzeit. Um die Sache zu einer schnellen Entscheidung zu bringen, machen sie immer ein recht lautes Geschrei und verüben zuweilen die heftigsten Gewalttätigkeiten und Mißhandlungen. Sie sind verzweifelt und handeln mit der ganzen Torheit und Ausschweifung verzweifelter Menschen, die entweder verhungern oder ihre Meister so in Schrecken setzen müssen, daß sie sofort in ihr Begehren willigen. Die Meister ihrerseits benehmen sich bei solchen Gelegenheiten nicht weniger lärmend, rufen unaufhörlich und dringend den Beistand der Obrigkeit auf und verlangen die strenge Ausführung der Gesetze, die mit so großer Unnachsichtigkeit gegen die Verbindungen der Dienstboten, Arbeiter und Gesellen gegeben sind. Daher haben denn die Arbeiter sehr selten einen Nutzen von diesen gewalttätigen und ungestümen Verbindungen, die vielmehr teils durch das Einschreiten der Obrigkeit, teils durch die überlegene Beharrlichkeit der Meister, teils endlich dadurch, daß der größere Teil der Arbeiter gezwungen ist, sich um des täglichen Unterhalts willen zu unterwerfen, gewöhnlich kein anderes Ende haben als die Bestrafung oder das Verderben der Rädelsführer.

Wenn indes auch die Meister bei Streitigkeiten mit ihren Arbeitern gewöhnlich im Vorteil sind, so gibt es doch einen bestimmten Satz, unter den der gebräuchliche Lohn selbst der geringsten Art von Arbeit nicht auf längere Zeit heruntergebracht werden zu können scheint.

Es muß ein Mensch durchaus von seiner Arbeit zu leben haben, und der Arbeitslohn muß wenigstens hinreichend sein, um ihm den Unterhalt zu verschaffen. Ja, er muß in den meisten Fällen noch mehr als hinreichend sein: sonst wäre der Arbeiter nicht imstande, eine Familie zu gründen, und das Geschlecht solcher Arbeiter würde mit der ersten Generation aussterben. Aus diesem Grund nimmt Cantillon an, daß die geringste Art gewöhnlicher Arbeiter immer wenigstens doppelt soviel als zu ihrem Unterhalt nötig ist, verdienen muß, damit jeder in den Stand gesetzt werde, durchschnittlich zwei Kinder zu erziehen, wobei angenommen wird, daß die Arbeit der Frau wegen des unumgänglichen Abwartens der Kinder nicht mehr als hinreichend sein wird, sie selbst zu erhalten.

Da jedoch, wie man berechnet hat, die Hälfte der Geburten vor dem mannbaren Alter stirbt, so müssen die ärmsten Arbeiter durchschnittlich wenigstens vier Kinder aufzuziehen suchen, wenn zwei davon Aussicht haben sollen, jenes Alter zu erleben. Der notwendige Unterhalt für vier Kinder läßt sich aber ungefähr dem eines Mannes gleichsetzen. Derselbe Autor fügt hinzu, die Arbeit eines kräftigen Sklaven sei für doppelt soviel wertzurechnen als sein Unterhalt, und es könne, meint er, die des geringsten Arbeiters nicht weniger wert sein als die eines kräftigen Sklaven. Soviel scheint allerdings gewiß zu sein, daß zur Erhaltung einer Familie die Arbeit des Mannes und der Frau selbst in den untersten Klassen gewöhnlicher Arbeiter etwas mehr einbringen muß, als gerade für den eigenen Unterhalt beider nötig ist; in welchem Verhältnis dies aber geschehen müsse, ob in dem oben erwähnten oder einem anderen, das getraue ich mir nicht zu bestimmen.

Es gibt jedoch gewisse Umstände, die den Arbeitern einen Vorteil gewähren und sie in den Stand setzen, ihren Lohn weit über jenen Satz zu erhöhen, welcher offenbar der niedrigste ist, der sich mit der allergewöhnlichsten Menschlichkeit verträgt.

Wenn in einem Land die Nachfrage nach denen, die vom Lohn leben – Arbeiter, Gesellen, Dienstboten aller Art – andauernd wächst, wenn jedes folgende Jahr einer größeren Anzahl derselben Beschäftigung gibt als vorhergehende: so haben die Arbeiter keinen Anlaß, sich zur Erhöhung des Lohns zu verbinden. Der Mangel an Händen ruft eine Konkurrenz unter den Meistern hervor, die, um Arbeiter zu be-

kommen, einander in die Höhe treiben und so von selbst die natürliche Übereinkunft der Meister, den Lohn nicht steigen zu lassen, wirkungslos machen.

Die Nachfrage nach denen, welche vom Lohn leben, kann offenbar nur in dem Verhältnis wachsen, als die Fonds wachsen, welche zur Lohnauszahlung bestimmt sind. Diese Fonds sind von zweierlei Art, nämlich erstens ein Einkommen, welches die Kosten des notwendigen Unterhalts übersteigt, und zweitens ein Kapital, welches größer ist, als es für die Beschäftigung der Meister selbst zu sein braucht.

Wenn der Gutsbesitzer, der Rentier oder der Kapitalist ein Einkommen hat, welches ihm mehr als hinreichend zu sein scheint, um seine Familie zu erhalten, so verwendet er den ganzen Überschuß oder einen Teil desselben zum Unterhalt von einem oder mehreren Dienern. Nimmt dieser Überschuß zu, so wird er natürlich auch die Zahl der Dienerschaft vermehren.

Wenn ein abhängiger Handwerker, etwa ein Weber oder ein Schuhmacher, mehr Kapital gesammelt hat, als er zum Kauf der für seine Arbeit erforderlichen Materialien und zu seinem Unterhalt bis zur Beendigung der Arbeit braucht, so beschäftigt er natürlich einen oder mehrere Gesellen mit dem Überschuß, um aus ihrer Arbeit Gewinn zu ziehen. Nimmt dieser Überschuß zu, so wird er natürlich auch die Zahl seiner Gesellen vermehren.

Es wächst also die Nachfrage nach denen, welche vom Lohn leben, notwendig mit der Zunahme des Einkommens und des Kapitals in jedem Land; ohne dieselbe kann sie unmöglich wachsen. Die Zunahme des Einkommens und Kapitals ist die Zunahme des Nationalreichtums. Folglich wächst die Nachfrage nach denen, welche vom Lohn leben, natürlich mit der Zunahme des Nationalreichtums und kann ohne dieselbe durchaus nicht wachsen.

Nicht die dermalige Größe des Nationalreichtums, sondern sein beständiges Wachsen bringt ein Steigen des Arbeitslohns hervor. Demnach steht der Arbeitslohn nicht in den reichsten Ländern am höchsten, sondern in den blühendsten oder denjenigen, welche am schnellsten reich werden. England ist in diesem Augenblick sicherlich ein viel reicheres Land als irgendein Teil von Nordamerika, und dennoch steht der Arbeitslohn in Nordamerika weit höher als in irgendeinem Teil Englands.

In der Provinz New York verdient ein gemeiner Arbeiter täglich drei Schilling sechs Pence dortigen Geldes, d. h. zwei englische Schilling, Schiffszimmerleute verdienen zehn Schilling sechs Pence dortigen Geldes nebst einem Pint Rum, die einen halben englischen Schilling wert ist, also im ganzen sechs und einen halben Schilling englischen Geldes; andere Zimmerleute und Maurer acht Schilling Landesmünze, d. h. vier und einen halben englischen Schilling; Schneidergesellen fünf Schilling Landesmünze, d. h. etwa zwei Schilling zehn Pence unseres Geldes. Diese Preise sind insgesamt höher als die Londoner und, wie es heißt, steht der Arbeitslohn in den übrigen Kolonien ebenso hoch wie in New York. Der Preis der Nahrungsmittel ist in Nordamerika durchweg weit niedriger als in England. Eine Teuerung kennt man dort nicht; denn in den schlechtesten Jahren hatten sie immer noch genug für sich, wenn auch zuwenig für eine Ausfuhr. Wenn also der Geldpreis der Arbeit dort höher ist als irgendwo im Mutterland, so muß der Realpreis, nämlich dasjenige, was dem Arbeiter dafür an Lebens- und Genußmittel wirklich zu Gebote steht, den englischen Realpreis in einem noch weit größeren Verhältnis übertreffen.

Ogleich nun Nordamerika noch nicht so reich als England ist, so ist es doch viel mehr im Aufblühen und geht weit rascher zu einer weiteren Erwerbung von Reichtum fort. Der entscheidendste Beweis von dem Gedeihen eines Landes ist die Zunahme der Zahl seiner Einwohner. In Großbritannien und den meisten übrigen Ländern Europas verdoppelt sich die Zahl, wie angenommen werden kann, erst in fünfhundert Jahren, wogegen sich in den britischen Kolonien in Nordamerika gezeigt hat, daß diese Verdoppelung innerhalb zwanzig oder fünfundzwanzig Jahren stattfindet. Auch ist gegenwärtig diese Zunahme nicht sowohl einer fortwährenden Einwanderung neuer Bewohner, als der großen Vermehrung des dort lebenden Geschlechtes zuzuschreiben. Leute, die dort ein hohes Alter erreichen, sollen oft eine Nachkommenschaft von fünfzig bis hundert Menschen, ja manchmal noch eine größere erleben. Die Arbeit wird so gut bezahlt, daß eine zahlreiche Familie, statt eine Last für die Eltern zu sein, vielmehr zu einer Quelle der Wohlhabenheit und des Reichtums für sie wird. Man rechnet die Arbeit jedes Kindes, bevor es das elterliche Haus verläßt, auf hundert Pfund reinen Gewinn. Eine junge Witwe mit vier oder fünf jungen Kindern, die

in den mittleren oder unteren Ständen in Europa gar wenig Aussicht auf einen zweiten Mann haben würde, wird dort oft als eine gute Partie betrachtet. Der Wert der Kinder ist die bei weitem größte Ermunterung zur Heirat. Darum darf man sich auch nicht wundern, daß die Leute in Nordamerika gewöhnlich so jung heiraten. Dennoch herrscht dort trotz dieses durch solche frühzeitige Heiraten bewirkten großen Zuwachses eine fortwährende Klage über Mangel an Händen. Es scheint, daß die Nachfrage nach Arbeitern und die zu ihren Unterhalt bestimmten Fonds noch schneller zunehmen, als sich Arbeiter finden, die Beschäftigung suchen.

Mag der Reichtum eines Landes noch so groß sein, so darf man doch, wenn derselbe lange Zeit sich gleichgeblieben ist, keinen sehr hohen Arbeitslohn zu finden hoffen. Die zur Lohnzahlung bestimmten Fonds, das Einkommen und das Kapital der Einwohner mag noch so bedeutend sein, so kann doch, wenn sie mehrere Jahrhunderte hindurch sich an Größe gleichgeblieben sind oder sich nur wenig verändert haben, die Zahl der jedes Jahr beschäftigten Arbeiter leicht zureichen oder, mehr als zureichen, um die Nachfrage des folgenden Jahres zu bestreiten. Da kann selten ein Mangel an Händen eintreten, noch können die Meister sich gezwungen sehen, einander um jener willen zu überbieten; es werden im Gegenteil der Hände mehr werden, als Beschäftigung erhalten können. Es wird ein fortdauernder Mangel an Beschäftigung statthaben und die Arbeiter werden gezwungen sein, sie durch Konkurrenz einander streitig zu machen. Wenn in einem solchen Land der Arbeitslohn auch einmal mehr als hinreichend gewesen ist, den Arbeiter zu befähigen, sich und seine Familie zu erhalten, so wird doch das Mitwerben der Arbeiter und das Interesse der Meister jenen bald auf den niedrigsten Satz, der mit der allergewöhnlichsten Menschlichkeit bestehen kann, herunterbringen. China ist lange eines der reichsten, d. h. eines der fruchtbarsten, bestbebauten, gewerbfleißigsten und bevölkertsten Länder der Welt gewesen; aber es scheint auch lange stationär geblieben zu sein. Marco Polo, der es vor mehr als fünfhundert Jahren besuchte, beschreibt seinen Anbau, seinen Gewerbefleiß und seine Bevölkerung fast in denselben Ausdrücken, die unsere heutigen Reisenden gebrauchen; es hatte vielleicht sogar schon lange vor dieser Zeit jene Fülle des Reichtums erlangt, die es zufolge der Natur seiner Gesetze und Institutionen überhaupt erreichen

konnte. Die Berichte aller Reisenden stimmen, so widersprechend sie auch in mancher anderen Beziehung sind, völlig überein in betreff des niedrigen Arbeitslohns und der Schwierigkeit, welche ein Arbeiter findet, wenn er eine Familie durchbringen will. Wenn er den ganzen Tag über sich durch Graben soviel erwerben kann, um eine kleine Portion Reis für den Abend zu kaufen, so ist er zufrieden. Die Lage der Handwerker ist womöglich noch schlimmer. Statt, wie in Europa, ruhig in ihren Werkstätten die Bestellungen ihrer Kunden abzuwarten, ziehen sie mit ihren Werkzeugen unaufhörlich durch die Straßen, bieten ihre Dienste an und betteln sozusagen um Beschäftigung. Die Armut der niederen Stände in China übertrifft bei weitem die der bettelhaftesten Völker Europas. In der Umgegend von Canton haben viele hundert, ja wie es allgemein heißt, viele tausend Familien keine Wohnung auf dem Land, sondern leben beständig in kleinen Fischerkähnen auf den Flüssen und Kanälen. Der Unterhalt, den sie da finden, ist so kläglich, daß sie den ekelhaftesten Abfall, welcher von einem europäischen Schiff über Bord geworfen wird, gierig auffischen. So ist ihnen z. B. das Aas eines verreckten Hundes oder einer Katze, wenn es auch halb faul und stinkend ist, so willkommen, als in anderen Ländern den gemeinen Leuten die gesündeste Nahrung nur immer sein kann. Zur Ehe wird in China nicht durch den Nutzen, den die Kinder bringen, ermutigt, sondern durch die Erlaubnis, sie umzubringen. In allen großen Städten werden nächtlich mehrere in den Straßen ausgesetzt oder gleich jungen Hunden ertränkt, und es soll die Besorgung dieses schrecklichen Geschäfts sogar ein offener Erwerbszweig sein, durch den manche ihren Unterhalt verdienen.

Ogleich indes China vielleicht stillsteht, so scheint es doch nicht rückwärts zu gehen. Seine Städte sind nirgends verlassen, das einmal angebaute Land bleibt nirgends brach liegen. Daher muß immer noch die nämliche oder fast die nämliche jährliche Arbeit verrichtet werden, und die für den Unterhalt derselben bestimmten Fonds können noch nicht merklich abgenommen haben. Die unterste Schicht der Arbeiter muß also ungeachtet ihres kärglichen Auskommens sich soweit mühsam fortpflanzen, um ihr Geschlecht bei der nämlichen Anzahl zu erhalten.

Anders würde es in einem Land stehen, wo die für den Unterhalt der Arbeit bestimmten Fonds eine merkliche Abnahme erlitten. Da würde die Nachfrage nach Dienern und Arbeitern in allen Arten der Beschäf-

tigung mit jedem Jahr geringer werden. Viele, die in den höheren Klassen ihre Erziehung genossen hätten, würden in ihrem eigenen Gewerbe keine Beschäftigung mehr finden und froh sein, sie in einem der niedrigsten erhalten zu können. Da nun aber die niedrigste Klasse nicht nur mit ihren eigenen Arbeitern, sondern auch mit denen überfüllt wäre, die aus allen anderen Klassen in sie hineinströmen, so würde das Werben um Arbeit in ihr so groß werden, daß es den Arbeitslohn bis dahin herunterbrächte, wo er nur noch für den elendsten und kärglichsten Unterhalt des Arbeiters ausreicht. Und selbst unter diesen harten Bedingungen würden viele keine Beschäftigung finden können, sondern verhungern müssen oder sich genötigt sehen, entweder durch Betteln oder durch die größten Verbrechen ihr Leben zu fristen. Mangel, Hunger und Sterblichkeit würde in dieser Klasse sofort um sich greifen und sich von da über alle höheren Klassen verbreiten, bis die Zahl der Einwohner so weit verringert würde, daß sie von dem Einkommen und Kapital, welches im Land bliebe und der Tyrannei oder dem Unglück, wodurch das übrige zerstört würde, entgangen wäre, leicht erhalten werden könnte. Dies ist vielleicht so ziemlich der gegenwärtige Zustand Bengalens und einiger anderer Niederlassungen der Engländer in Ostindien. In fruchtbarem Land, wo, weil es kurz vorher sehr entvölkert wurde, die Unterhaltsmittel nicht schwer zu finden sein sollten, und wo dessenungeachtet in einem Jahr drei- bis viermal hunderttausend Menschen Hungers sterben, sind, das kann man mit Sicherheit annehmen, die für den Unterhalt der arbeitenden Armen bestimmten Fonds sehr in Abnahme. Der Unterschied zwischen dem Geist der britischen Staatsverfassung, welche Nordamerika schützt und regiert, und dem jener Handelsgesellschaft, die Ostindien beherrscht und unterdrückt, wird vielleicht durch nichts so sehr offenbar, als durch den verschiedenen Zustand dieser Länder.

Danach ist die reichliche Vergütung der Arbeit sowohl eine notwendige Wirkung, als auch ein natürliches Merkmal des wachsenden Nationalreichtums. Und umgekehrt ist der kärgliche Unterhalt der arbeitenden Armen ein natürliches Kennzeichen dafür, daß ein Stillstand eingetreten ist, so wie ihr Hungerleiden ein Beweis ist, daß es mit schnellen Schritten rückwärts geht.

In Großbritannien beträgt gegenwärtig der Arbeitslohn offenbar mehr, als gerade nötig ist um eine Familie zu erhalten. Um über diesen

Punkt ins klare zu kommen, wird es nicht nötig sein, eine weitläufige und ungewisse Berechnung über die niedrigste Summe, mit der eine Familie möglicherweise erhalten werden kann, anzustellen; denn es sind augenfällige Beweise dafür vorhanden, daß der Arbeitslohn in diesem Land nirgends nach dem niedrigsten Satz, der sich mit der gewöhnlichen Menschlichkeit verträgt, reguliert wird.

Erstens besteht in Großbritannien fast an allen Orten ein Unterschied zwischen dem Sommer- und Winterlohn und dies sogar bei den geringsten Arten der Arbeit. Im Sommer ist der Lohn immer am höchsten und doch erfordert der Unterhalt einer Familie gerade im Winter wegen der Ausgabe für Brennmaterial die meisten Kosten. Wenn nun der Arbeitslohn dann am höchsten ist, wenn diese Ausgabe am wenigsten beträgt, so ist es doch wohl klar, daß er sich nicht nach dem, was zu dieser Ausgabe erforderlich ist, sondern nach der Quantität und dem geglaubten Wert der Arbeit richtet. Von einem Arbeiter läßt sich in der Tat sagen, daß er einen Teil seines Sommerlohns aufsparen sollte, um seine Winterausgaben damit bestreiten zu können, so daß der Lohn des ganzen Jahres gerade den Betrag hat, den der Unterhalt einer Familie während des ganzen Jahres notwendig macht. Einen Sklaven hingegen oder einen in betreff seines Unterhalts von uns durchaus abhängigen Menschen würden wir nicht so behandeln, seine täglichen Lebensmittel würden nach seinem täglichen Bedarf abgemessen werden.

Zweitens schwankt in Großbritannien der Arbeitslohn nicht zugleich mit dem Preis der Nahrungsmittel. Letzterer verändert sich überall von Jahr zu Jahr, oft von Monat zu Monat, während an vielen Orten der Geldpreis der Arbeit bisweilen ein halbes Jahrhundert hindurch gleichbleibt. Wenn nun der arbeitende Arme an diesen Orten seine Familie in teuren Jahren ernähren kann, so muß er in Zeiten mäßiger Fülle bequem und in Zeiten außerordentlicher Wohlfeilheit reichlich zu leben haben. Der während der letzten zehn Jahre immer hohe Preis der Lebensmittel war nur in wenigen Teilen des Königreichs von einer merklichen Steigerung des Geldpreises der Arbeit begleitet. Wo dies der Fall war, hatte es seinen Grund wahrscheinlich mehr in dem wachsenden Arbeitsbegehre als in dem teuren Preis der Lebensmittel.

Drittens wechselt der Arbeitslohn mehr von Ort zu Ort, während umgekehrt der Preis der Lebensmittel mehr von Jahr zu Jahr wechselt. Die

Brot- und Fleischpreise sind in dem größten Teil der drei vereinigten Königreiche so ziemlich die nämlichen. Diese und die meisten anderen Dinge, welche im kleinen verkauft werden (die einzige Art, wie der arbeitende Arme sie kauft), sind gewöhnlich in großen Städten ebenso wohlfeil oder noch wohlfeiler als in abgelegenen Gegenden, und zwar aus Gründen, die ich später entwickeln werde. Dagegen ist der Arbeitslohn in einer großen Stadt und deren Umgegend oft um ein Viertel oder Fünftel – zwanzig oder fünfundzwanzig Prozent – höher, als er es wenige Meilen davon ist. Achtzehn Pence (anderthalb Schilling) des Tags kann man als gewöhnlichen Arbeitspreis in London und dessen Umgegend ansehen; wenige Meilen davon fällt er bis auf vierzehn und fünfzehn Pence. Zehn Pence kann als Arbeitspreis in Edinburgh und dessen Umgegend angenommen werden; wenige Meilen davon fällt er bis auf acht Pence, den gewöhnlichen Preis, welchen gemeine Arbeit im größten Teil des niederen Schottlands hat, wo er überhaupt viel weniger wechselt als in England. Solch ein Unterschied im Preis, der doch nicht groß genug ist, um einen Menschen aus einem Kirchspiel in das andere zu bringen, würde selbst bei der schwersten Ware eine so starke Versendung nicht nur von einem Kirchspiel ins andere, sondern von einem Ende des Königreichs zum anderen, ja beinahe von einem Ende der Welt zum anderen bewirken, daß die Preise gar bald ins Gleichgewicht kämen. Trotz alledem, was von der Veränderlichkeit und Unbeständigkeit der menschlichen Natur gesagt worden ist, spricht die Erfahrung doch offenbar dafür, daß keine Last so schwer von der Stelle zu bringen ist, als der Mensch. – Wenn also der arbeitende Arme seine Familie in denjenigen Teilen des Königreichs, wo der Arbeitspreis am niedrigsten steht, ernähren kann, so muß er da, wo derselbe am höchsten ist, im Überflusse leben.

Viertens entsprechen die Veränderungen im Arbeitspreis nicht nur nicht denen im Preis der Lebensmittel, weder dem Ort noch der Zeit nach, sondern sie sind auch oft durchaus entgegengesetzt.

Das Korn, die Nahrung des gemeinen Volkes, ist in Schottland teurer als in England, aus welchem jenes fast alle Jahre eine reichliche Zufuhr erhält. Es muß das englische Korn in Schottland, wohin es gebracht wird, teurer bezahlt werden als in England, woher es kommt; aber im Verhältnis seiner Güte kann es auch wieder in Schottland nicht teurer verkauft

werden als das schottische Korn, welches mit ihm auf demselben Markt konkurriert. Die Qualität des Korns hängt besonders von der Quantität Mehl ab, die es auf der Mühle liefert, und in diesem Betracht übertrifft das englische Korn das schottische so weit, daß es, wenn auch oft dem Schein nach oder im Verhältnis seines Scheffelmaßes teurer, doch in Wahrheit oder im Verhältnis seiner Güte, ja sogar seines Gewichtsmaßes gewöhnlich wohlfeiler ist. Dagegen ist der Arbeitspreis in England teurer als in Schottland. Wenn demnach der arbeitende Arme in dem einen Teil der vereinigten Königreiche seine Familie ernähren kann, so muß er in dem anderen in Überfluß leben. Allerdings macht Hafermehl für das gemeine Volk in Schottland den größten und besten Teil seiner Nahrung aus, die überhaupt weit schlechter ist als die seiner Nachbarn gleichen Standes in England. Doch ist dieser Unterschied in der Art ihres Lebensunterhalts nicht die Ursache, sondern die Wirkung des Unterschiedes im Arbeitslohn, obwohl man ihn oft aus einem wunderlichen Mißverständnis als die Ursache angeben hört. Nicht deshalb, weil sich der eine eine Kutsche hält, während sein Nachbar zu Fuß geht, ist jener reich und dieser arm, sondern weil jener reich ist, darum hält er sich eine Kutsche, und weil der andere arm ist, darum geht er zu Fuß.

Im Lauf des 17. Jahrhunderts war, ein Jahr ins andere gerechnet, das Korn in beiden Königreichen teurer als im achtzehnten. Das ist eine ausgemachte Tatsache, die sich vernünftigerweise nicht bezweifeln läßt und für die der Beweis hinsichtlich Schottlands womöglich noch sprechender ist als hinsichtlich Englands. In Schottland wird er unwidersprechlich durch die öffentlichen Fiars geführt, d. h. jährliche, nach eidlicher Aussage abgefaßte Preislisten über alle Getreidearten, welche auf die verschiedenen Märkte der schottischen Grafschaften kommen. Wenn solch ein direkter Beweis noch einer Ergänzung und Bestärkung bedürfte, so würde ich hinzusetzen, daß dies gleicherweise in Frankreich und wahrscheinlich auch in den meisten übrigen Ländern Europas der Fall gewesen ist. Für Frankreich ist der klarste Nachweis vorhanden. So gewiß es aber ist, daß in beiden Teilen des Vereinigten Königreichs das Getreide im 17. Jahrhundert etwas teurer war als im 18., ebenso gewiß ist es, daß die Arbeit viel wohlfeiler war. Konnten nun die arbeitenden Armen ihre Familien damals ernähren, so muß es ihnen jetzt um so leichter werden. Im 18. Jahrhundert betrug der üblichste Tagelohn im größten Teil

Schottlands sechs Pence im Sommer und fünf Pence im Winter. Drei Schilling die Woche, also so ziemlich dasselbe, wird noch heute in einigen Teilen von Hochschottland und den westlichen Inseln bezahlt. In dem größten Teil des niederen Landes ist jetzt der üblichste Lohn für gemeine Arbeit acht Pence des Tages; zehn Pence und bisweilen ein Schilling ist er um Edinburgh, in den an England grenzenden Grafschaften, wahrscheinlich wegen dieser Nachbarschaft, und an einigen wenigen Orten, wo sich jüngst eine beträchtliche Zunahme der Nachfrage nach Arbeit eingestellt hat, um Glasgow, Carron, Ayrshire usw. In England fingen die Fortschritte im Landbau, in den Gewerben und im Handel viel früher an als in Schottland, und es mußte mit diesen Fortschritten notwendig die Nachfrage nach Arbeit und folglich auch ihr Preis zunehmen. Daher war im 17. wie im 18. Jahrhundert der Arbeitspreis in England höher als in Schottland, und er ist seit jener Zeit noch beträchtlich gestiegen, obgleich man wegen der größeren Verschiedenheit des hier an verschiedenen Orten bezahlten Lohns nicht leicht bestimmen kann, um wie viel er in die Höhe gegangen ist. Im Jahr 1614 war der Sold eines gemeinen Infanteristen der nämliche, der er noch heute ist, nämlich acht Pence den Tag. Als dieser ursprünglich festgesetzt wurde, bestimmte man ihn natürlich nach dem üblichen Lohn gemeiner Arbeiter, d. h. derjenigen Volksklasse, aus welcher die Soldaten ausgehoben zu werden pflegen. Der Lord-Oberrichter Hales, der zur Zeit Karls II. schrieb, berechnet die notwendigen Ausgaben einer Arbeiterfamilie, die aus sechs Personen, dem Vater, der Mutter, zwei zu einiger Arbeit fähigen und zwei arbeitsunfähigen Kindern besteht, auf zehn Schilling für die Woche oder sechsundzwanzig Pfund im Jahr. Können sie mit ihrer Arbeit so viel nicht verdienen, so müssen sie es nach seiner Meinung durch Betteln oder Stehlen aufbringen, und er scheint in der Tat sehr sorgfältige Untersuchungen über diesen Gegenstand angestellt zu haben. Im Jahr 1688 berechnete Gregory King, dessen Talent in politischen Berechnungen der Doktor Davenant so sehr pries, das gewöhnliche Einkommen der Arbeitsleute und Lohndiener auf fünfzehn Pfund des Jahres für eine Familie, deren Bestand er im Durchschnitt zu drei und einer halben Person annahm. Diese Berechnung ist zwar scheinbar von der des Oberrichter Hales verschieden, stimmt aber im Grunde so ziemlich mit ihr überein; denn beide nehmen die wöchentliche Ausgabe einer sol-

chen Familie auf etwa zwanzig Pence für den Kopf an. Seit dieser Zeit sind sowohl die Einkünfte als die Ausgaben solcher Familien im größten Teil des Königreichs ansehnlich gewachsen, an dem einen Ort mehr, an anderen weniger, obgleich vielleicht nirgends so sehr, als durch gewisse übertriebene Berechnungen des gegenwärtigen Arbeitslohns unneulich glaubhaft gemacht werden sollte. Ganz genau kann der Arbeitspreis natürlich nirgends angegeben werden, da oft an demselben Ort und für dieselbe Art der Arbeit nicht bloß je nach der verschiedenen Geschicklichkeit der Arbeiter, sondern auch nach der Willigkeit oder Kargheit der Arbeitgeber verschiedene Preise gezahlt werden. Wo der Arbeitslohn nicht gesetzlich reguliert ist, da läßt sich nur sagen, welches der üblichste ist die Erfahrung scheint aber dafür zu sprechen, daß Gesetze ihn niemals auf eine passende Weise regulieren können, sooft sie auch mit diesem Anspruch auftraten.

Die Realvergütung der Arbeit, nämlich die wirkliche Quantität von Lebens- und Genußmitteln, welche die Arbeit einbringt, nahm im Lauf des 18. Jahrhunderts vielleicht in noch größerem Maß zu als der Geldpreis derselben. Es ist nicht nur das Getreide etwas wohlfeiler geworden, sondern auch viele andere Dinge, welche den arbeitsamen Armen eine angenehme und gesunde Abwechslung in den Nahrungsmitteln darbieten, sind in ihrem Preis bedeutend heruntergegangen. Die Kartoffeln z. B. kosten jetzt bei uns fast allenthalben nur halb soviel als vor dreißig oder vierzig Jahren, und dasselbe läßt sich von den Rüben, dem Kohl, den Mohrrüben sagen, lauter Dingen, die früher mit dem Spaten, jetzt aber gewöhnlich mit dem Pflug bestellt werden. Auch alle Arten von Gartengewächsen sind wohlfeiler geworden. Die Äpfel und selbst die Zwiebel kamen im letzten Jahrhundert meist aus Flandern. Die großen Fortschritte in der Verfertigung der gröbereren Leinen- und Wollenzeuge haben den Arbeitern bessere und wohlfeilere Kleidung verschafft, so wie die vervollkommnete Bearbeitung der groben Metalle ihnen sowohl wohlfeileres und besseres Handwerkszeug als auch manches angenehme und bequeme Hausgerät geliefert hat. Allerdings sind Seife, Salz, Lichter, Leder, gegorenes Getränk hauptsächlich durch die daraufgelegten Steuern viel teurer geworden; allein das Quantum, welches der arbeitende Arme von diesen Dingen notwendig braucht, ist so gering, daß die Erhöhung ihres Preises der Verminderung, die in so vielen anderen Din-

gen eingetreten ist, nicht gleichkommt. Die gewöhnliche Klage, daß der Luxus sich bis auf die untersten Volksklassen erstreckt und die arbeitenden Armen jetzt nicht mehr mit der Nahrung, Kleidung und Wohnung zufrieden sein wollen, an der sie sich sonst genügen ließen, kann uns den Beweis liefern, daß nicht etwa nur der Geldpreis der Arbeit, sondern ihre Realvergütung größer geworden ist.

Ist nun diese Verbesserung in den Umständen der niederen Volksklassen als ein Vorteil oder als ein Nachteil für die Gesellschaft anzusehen? Die Antwort scheint beim ersten Anblick außerordentlich einfach. Dienstboten, Tagelöhner und Arbeiter aller Art machen den bei weitem größten Teil jeder Staatsgesellschaft aus. Was nun aber die Umstände des größten Teils verbessert, kann nicht als ein Nachteil für das Ganze angesehen werden. Es kann sicherlich eine Gesellschaft nicht blühend und glücklich sein, deren meiste Glieder arm und elend sind. Überdies ist es nicht mehr als billig, daß diejenigen, welche den ganzen Körper des Volkes mit Nahrung, Kleidung und Wohnung versorgen, an dem Erzeugnis ihrer eigenen Arbeit soviel Anteil haben, um selbst erträglich wohnen, sich kleiden und nähren zu können.

Die Armut ermutigt allerdings nicht zur Heirat, aber sie verhindert sie auch nicht gänzlich, ja sie scheint sogar der Kindererzeugung günstig zu sein. Eine halbverhungerte Bergschottin bringt oft mehr als zwanzig Kinder zur Welt, während eine wohlgenährte feine Lady ebenso oft unfähig ist, ein einziges zu gebären, und im allgemeinen durch zwei oder drei Schwangerschaften erschöpft ist. Die unter vornehmen Frauen so häufige Unfruchtbarkeit ist unter den Frauen niederen Standes sehr selten. Die Üppigkeit entflammt zwar vielleicht in dem schönen Geschlecht die Begierde nach dem Genuß, aber sie scheint auch immer die Kraft des Gebärens zu schwächen, ja häufig ganz zu zerstören.

Allein die Armut ist, so wenig sie die Kindererzeugung hemmt, doch höchst ungünstig für die Kindererziehung. Die zarte Pflanze kommt hervor, muß aber in so kaltem Boden und so rauhem Klima bald welken und sterben. Es ist, wie man mir oft gesagt hat, in den Schottischen Hochlanden nichts Ungewöhnliches, daß eine Mutter, die zwanzig Kinder geboren hat, nicht zwei am Leben behält. Einige sehr erfahrene Offiziere haben mir versichert, daß sie, weit entfernt, ihr Regiment damit rekrutieren zu können, sogar niemals instande gewesen sind, mit allen in

demselben geborenen Soldatenkindern auch nur die Zahl der Trommler und Pfeifer vollzumachen.

Dennoch sieht man selten irgendwo so viele hübsche Kinder als um eine Kaserne herum; aber nur wenige derselben erreichen, wie es scheint, das vierzehnte oder fünfzehnte Jahr. An einigen Orten stirbt die Hälfte der Kinder vor dem vierten Jahr, an anderen vor dem siebenten und fast allerorts vor dem neunten oder zehnten. Aber diese große Sterblichkeit findet sich überall hauptsächlich unter den Kindern des niederen Volkes, welches dieselben nicht eben mit der Sorgfalt warten kann wie die Eltern aus den besseren Ständen. Obgleich die Ehen der gemeinen Leute im allgemeinen fruchtbarer sind als die der vornehmen, so gelangen doch aus jenen weniger Kinder ins reife Alter. In Findelhäusern und unter den auf Kosten der Gemeinden verpflegten Kindern ist die Sterblichkeit noch größer als unter den Kindern der niederen Volksklasse.

Jede Tiergattung mehrt sich naturgemäß nach Maßgabe der Unterhaltsmittel und kann sich niemals über dieselbe hinaus vermehren. Aber in einer zivilisierten Gesellschaft kann der Mangel an Nahrungsmitteln nur unter den unteren Volksklassen einer weiteren Vermehrung der Menschen Schranken setzen, und er kann dies nur dadurch, daß er einen großen Teil der Kinder, die ihre fruchtbaren Ehen hervorbringen, tötet.

Die reichliche Belohnung der Arbeit nun, die jene instand setzt, für ihre Kinder besser zu sorgen und also eine größere Anzahl derselben durchzubringen, bewirkt natürlich eine Erweiterung und Ausdehnung jener Schranken. Es verdient auch bemerkt zu werden, daß sie dies möglichst genau nach dem Verhältnis tut, welches sich aus der Nachfrage nach Arbeitern ergibt. Wenn diese Nachfrage in stetem Wachsen ist, so muß die Belohnung der Arbeit notwendig so weit zu Heiraten und Vermehrung der Arbeiter ermuntern, daß diese zahlreich genug werden, um der stets wachsenden Nachfrage durch eine stets wachsende Volksmenge zu entsprechen. Wäre die Belohnung einmal geringer, als es für diesen Zweck nötig ist, so würde der Mangel an Händen sie bald in die Höhe treiben, und wäre sie zu einer anderen Zeit größer, so würde die unmäßige Vermehrung der letzteren sie bald wieder auf ihren notwendigen Satz herunterbringen. Der Markt würde in dem einen Fall so schlecht mit Arbeit versorgt und in dem anderen so sehr damit überfüllt sein, daß ihr Preis bald auf den richtigen Satz zurückkäme, den die Gesellschafts-

verhältnisse fordern. So geschieht es, daß die Nachfrage nach Menschen, gerade wie die nach jeder anderen Ware, notwendig auch die Erzeugung der Menschen reguliert: sie beschleunigt sie, wenn sie zu langsam vor sich geht, und verzögert sie, wenn sie zu rasch fortschreitet. Und diese Nachfrage reguliert und bestimmt die Fortpflanzung in allen Ländern der Welt, in Nordamerika, in Europa und in China; sie macht sie zu einer reißend schnellen in dem ersten, zu einer langsamen und schrittweisen in dem zweiten und zu einer völlig stillstehenden in dem letzten.

Man hat gesagt, das Unbrauchbarwerden eines Sklaven gehe auf Kosten seines Herrn, das eines freien Dieners auf seine eigenen Kosten vor sich. Allein das Unbrauchbarwerden des letzteren geht nicht weniger auf Kosten seines Brotherrn vor sich als das des ersteren. Der an Arbeitsleute und Dienstboten aller Art bezahlte Lohn muß diese im ganzen genommen instand setzen, das Geschlecht der Arbeitsleute und Dienstboten in dem Maß fortzupflanzen, als die wachsende, abnehmende oder sich gleichbleibende Nachfrage der Gesellschaft sie gerade verlangt. Wenn indes auch das Unbrauchbarwerden eines freien Dieners gleichfalls auf Kosten seines Herrn geschieht, so kostet es ihn doch in der Regel weit weniger als das eines Sklaven. Der zum Ersatz oder sozusagen zur Reparatur eines unbrauchbar werdenden Sklaven bestimmte Fonds wird gewöhnlich von einem nachlässigen Herrn oder einem sorglosen Aufseher verwaltet, wogegen der zu demselben Zweck für einen freien Mann bestimmte Fonds von diesem selbst verwaltet wird. In jene Verwaltung schleichen sich natürlich alle Unordnungen ein, die im Haushalt des Reichen herkömmlich sind, und ebenso natürlich kehrt in die Verwaltung des letzteren die genaue Mäßigkeit und aufmerksame Sparsamkeit des Armen ein. Es muß unter so ungleichen Verwaltungen derselbe Zweck sehr ungleiche Kosten verursachen. Und so lehrt, wie ich glaube, die Erfahrung aller Zeiten und Völker, daß die Arbeit freier Leute am Ende wohlfeiler zu stehen kommt als die der Sklaven. Dies findet sich sogar in Boston, New York und Philadelphia bestätigt wo doch der Lohn gemeiner Arbeit sehr hoch ist.

Wie demnach die reichliche Belohnung der Arbeit die Wirkung des zunehmenden Reichtums ist, so ist sie die Ursache der zunehmenden Volksmenge. Darüber klagen heißt, über die notwendige Wirkung und Ursache der größten öffentlichen Wohlfahrt jammern.

Es verdient auch wohl bemerkt zu werden, daß die Lage der arbeitenden Armen, der größten Masse der Bevölkerung, mehr in der Zeit des Fortschritts, wo die Gesellschaft weiterem Erwerb zueilt, als in der, wo sie eine Fülle des Reichtums bereits erworben hat, am glücklichsten und behaglichsten zu sein scheint. In der Zeit des Stillstands ist sie kümmerlich und in der Abnahme erbärmlich. Der Fortschritt hat in der Tat für alle Menschen etwas Erfrischendes und Wohlgemutes, der Stillstand etwas Grämliches, die Abnahme aber etwas Trostloses.

Wie die reichliche Belohnung der Arbeit den gemeinen Mann zur Fortpflanzung ermuntert, so spornt sie ihn auch zum Fleiß an. Der Arbeitslohn ist die Aufmunterung zum Fleiß, der, wie jede andere menschliche Eigenschaft, in dem Grad zunimmt, als er Aufmunterung erfährt. Reichliche Nahrung stärkt die Körperkräfte des Arbeiters und die wohlthuende Hoffnung, seine Lage zu verbessern und seine Tage vielleicht in Ruhe und Fülle enden zu können, reizt ihn, seine Kräfte aufs äußerste anzustrengen. Darum findet man da, wo der Arbeitslohn hoch ist, die Arbeiter immer tätiger, fleißiger und rüstiger als da, wo er niedrig ist: in England z. B. sind sie es mehr als in Schottland, in der Umgegend großer Städte mehr als an entlegenen Orten in der Provinz. Freilich gehen manche Arbeiter, wenn sie in vier Tagen soviel verdienen können, um eine Woche davon zu leben, in den übrigen drei Tagen müßig, aber dies ist durchaus nicht bei der Mehrzahl der Fall. Im Gegenteil sind die Arbeiter, wenn sie nach dem Stück und gut bezahlt werden, sehr geneigt, sich zu überarbeiten und sich in wenigen Jahren um ihre Gesundheit zu bringen. Von einem Zimmermann in London und an einigen anderen Orten nimmt man an, daß er nur etwa acht Jahre bei vollen Kräften bleibt. Ähnlich verhält es sich in vielen anderen Gewerben, wo der Arbeiter nach dem Stück bezahlt wird, wie dies fast durchgehend in den Manufakturen und selbst bei dem Feldarbeiten überall, wo der Lohn höher als gewöhnlich ist, geschieht. Beinahe jede Klasse von Handwerkern ist einer eigentümlichen Krankheit ausgesetzt, welches von der übermäßigen Anstrengung bei der besonderen Art ihrer Arbeit herkommt. Razzini, ein ausgezeichneter italienischer Arzt, hat über diese Krankheiten ein besonderes Buch geschrieben. Wir sehen unsere Soldaten nicht eben für den arbeitsamsten Menschenschlag an; dennoch mußten, wenn sie zu gewissen Gewerksarbeiten gebraucht und nach dem Stück gut be-

zahlt wurden, ihre Offiziere oft mit den Unternehmern das Abkommen treffen, daß sie ihnen nicht gestatten sollten, nach dem Satz, nach welchem sie bezahlt wurden, mehr als eine gewisse Summe täglich zu verdienen. Ehe dies ausgemacht worden war, brachte sie ihr Wetteifer untereinander und das Verlangen nach größerem Gewinn häufig dazu, sich zu überarbeiten und ihrer Gesundheit durch übermäßige Anstrengung zu schaden. Der während vier Tage in der Woche anhaltende übertriebene Fleiß ist oft die wirkliche Ursache jenes Müßiggangs in den drei übrigen, über den so viele und so laute Klage geführt wird. Denn eine große Anstrengung des Geistes oder des Körpers, mehrere Tage hintereinander fortgesetzt, hat bei den meisten Menschen die natürliche Folge, daß sie ein starkes Verlangen nach Untätigkeit spüren, ein Verlangen, das, wenn es nicht mit Gewalt oder durch herbe Not bezwungen wird, fast unwiderstehlich ist. Die Natur fordert eine Erleichterung, die ihr bisweilen als bloße Ruhe, manchmal aber auch als Zerstreung und Vergnügung gewährt werden muß; geschieht das nicht, so sind die Folgen oft gefährlich manchmal verderblich und fast immer so, daß sie früher oder später zu der dem Gewerbe eigentümlichen Krankheit führen. Wollten die Meister immer auf die Eingebungen der Vernunft und Menschlichkeit hören; so würden sie oft Veranlassung haben, den Fleiß ihrer Arbeiter eher zu mäßigen als anzufeuern. Es wird sich, wie ich glaube, bei jedem Gewerbe herausstellen, daß ein Mensch, der mit so viel Mäßigung arbeitet, um ununterbrochen arbeiten zu können, nicht nur seine Gesundheit am längsten erhalten, sondern auch im ganzen Jahr die meiste Arbeit verrichtet haben wird.

Man hat behauptet, daß die Arbeiter in wohlfeilen Jahren träger und in teuren arbeitsamer als gewöhnlich zu sein pflegen, und man schloß daraus, daß reichliche Nahrung ihren Fleiß erschlafe, kärgliche aber ansporne. Daß eine etwas mehr als gewöhnliche Nahrungsfülle manche Arbeiter träge macht, läßt sich allerdings nicht leugnen; daß sie diese Wirkung aber bei der Mehrzahl haben sollte oder daß die Menschen in der Regel besser arbeiten sollten, wenn sie schlecht, als wenn sie gut beköstigt werden, besser, wenn sie gleichmütig, als wenn sie gut aufgelegt sind, besser, wenn sie oft krank, als wenn sie fast immer gesund sind, – das ist nicht sehr wahrscheinlich. Jahre der Teuerung sind, was wohl zu beachten ist, unter den gemeinen Leuten gewöhnlich Jahre der Krank-

heit und Sterblichkeit, wodurch notwendig das Produkt ihrer Arbeit vermindert wird.

In reichen Jahren verlassen die Diener häufig ihre Herren und überlassen den Erwerb ihres Unterhalts ihrer eigenen Betriebsamkeit. Andererseits veranlaßt ebendieselbe Wohlfeilheit der Lebensmittel dadurch, daß sie den für den Unterhalt der Diener bestimmten Fonds vergrößert, die Herren, besonders die Pächter, eine größere Arbeitermenge zu beschäftigen. Sie erwarten in solchen Fällen von ihrem Getreide einen größeren Gewinn, wenn sie etwas mehr Arbeiter und Knechte davon ernähren, als wenn sie es zu einem niedrigen Preis auf dem Markt verkaufen. Die Nachfrage nach Arbeitern wächst, während die Anzahl derjenigen, die sich anbieten, abnimmt. Daher geht der Preis der Arbeit in wohlfeilen Jahren oft in die Höhe.

In Notjahren macht die Schwierigkeit und Unsicherheit des Unterhalts alle solche Leute begierig, in den Dienst zurückzukehren. Da aber der hohe Preis der Lebensmittel den für den Unterhalt der Diener bestimmten Fonds verringert, so sind die Herren geneigt, die Anzahl derer, welche sie halten, eher zu vermindern als zu vergrößern. Auch verzehren oft in teuren Jahren unabhängige arme Handwerker das geringe Kapital, mit dem sie sich sonst ihr Arbeitsmaterial verschafften, und sehen sich gezwungen, Gesellen zu werden, um leben zu können. Dann sind mehr Leute da, die Arbeit verlangen, als Arbeit zu bekommen ist, manche finden sich nun bereit, sie unter schlechteren Bedingungen als gewöhnlich anzunehmen, und der Arbeitslohn der Diener und Gesellen geht häufig in teuren Jahren herunter.

Demnach machen die Herren aller Art oft in teuren Jahren mit ihren Dienern ein besseres Geschäft als in wohlfeilen, und finden sie in jenen demütiger und abhängiger als in den letzteren; sie sagen also ganz natürlich von den teuren Jahren, daß sie der Industrie günstiger seien. Zudem haben die Gutsbesitzer und Pächter, die beiden zahlreichsten Klassen von Herren, noch einen anderen Grund, mit teuren Jahren zufrieden zu sein: die Renten des einen und die Gewinne des andern hängen gar sehr von dem Preis der Lebensmittel ab. Es läßt sich jedoch nichts Törichtereres denken, als daß die Menschen im allgemeinen weniger arbeiten sollten, wenn sie für sich arbeiten, als wenn sie für andere Leute arbeiten. Ein unabhängiger armer Handwerker wird gewöhnlich arbeitsärmer sein als

selbst ein Gesell, der nach dem Stück arbeitet. Der eine hat von dem Produkt seines Fleißes den vollen Genuß, der andere teilt ihn mit seinem Meister; ersterer ist in seiner abgesonderten, unabhängigen Stellung den Versuchungen schlechter Gesellschaft, die in großen Fabriken die Sitten des letzteren so häufig verdirbt, nur wenig ausgesetzt. Wahrscheinlich ist der Vorteil unabhängiger Handwerker vor den Arbeitern, welche monats- oder jahrweise gedungen werden und deren Lohn und Unterhalt derselbe ist, gleichviel, ob sie wenig oder viel arbeiten, noch weit größer. Wohlfeile Jahre bewirken, daß das Verhältnis unabhängiger Arbeiter zu den Gesellen und Arbeitern aller Art sich vergrößert, teure, daß es sich verringert.

Ein kenntnisreicher und scharfsinniger französischer Schriftsteller, Messance, Steuereintnehmer in dem Steuerbezirk von St. Étienne, sucht zu zeigen, daß die Armen in wohlfeilen Jahren mehr arbeiten als in teuren und vergleicht zu diesem Zweck die Menge und den Wert der unter beiderlei Umständen in drei verschiedenen Manufakturen gefertigten Waren, nämlich in der Manufaktur großer Wollenwaren zu Elbeuf und in einer Leinen- und einer Seidenmanufaktur, die sich über den ganzen Obersteueramtskreis von Rouen erstrecken. Aus seiner amtlichen Tabellen entnommenen Rechnung ergibt sich, daß die Menge und der Wert der in diesen drei Manufakturen gefertigten Waren in wohlfeilen Jahren größer war als in teuren, und immer in den wohlfeilsten am größten, in den teuersten am kleinsten. Diese drei Manufakturen scheinen stationäre, d. h. solche zu sein, die, wenn auch ihre Produktenmenge von einem Jahr zum anderen etwas abweichen mag, doch im ganzen weder vorwärts noch zurückgehen.

Die Leinwandmanufaktur in Schottland und die von groben Wollenzeugen im West-Riding von Yorkshire sind beide im Wachsen begriffen, und ihr Produkt nimmt im allgemeinen, wenn auch mit einigen Abwechselungen, an Menge und Wert zu. Bei der Prüfung der über ihr jährliches Produkt veröffentlichten Rechnungen habe ich jedoch nicht bemerken können, daß die Verschiedenheiten desselben mit der Teuerung oder Wohlfeilheit der Jahre in besonderem Zusammenhang stünden. Im Jahr 1740, wo großer Mangel herrschte, scheinen in der Tat beide Manufakturen sehr in Abnahme gewesen zu sein. Im Jahr 1756 aber, wo auch großer Mangel herrschte, machte die schottische Manu-

faktur mehr als gewöhnliche Fortschritte, wogegen freilich die Yorkshirer Manufaktur abnahm und ihr Produkt von 1755 an nicht wieder auf die vorige Höhe brachte, bis 1766 die amerikanische Stempelakte zurückgenommen wurde. In diesem und dem folgenden Jahr stieg ihr Produkt höher, als es jemals gewesen war, und sie hat seitdem stets Fortschritte gemacht.

Das Produkt aller großen Manufakturen, die ihren Absatz in der Ferne haben, hängt notwendigerweise nicht sowohl von der Teuerung oder Wohlfeilheit der Jahre in dem Land ihres Betriebes als von den Umständen ab, welche die Nachfrage in den Ländern ihres Konsums bestimmen; es hängt von Frieden oder Krieg, vom Gedeihen oder dem Verfall anderer rivalisierender Manufakturen und von der Lust oder Unlust der Hauptkunden ab. Überdies kommt ein großer Teil der mehr als gewöhnlichen Arbeit, welche in wohlfeilen Jahren wahrscheinlich verrichtet wird, niemals in die veröffentlichten Manufakturberichte. Die männlichen Arbeiter, welche ihre Herren verlassen, werden Arbeiter auf eigene Rechnung, und die Arbeiterinnen kehren zu ihren Eltern zurück und spinnen gewöhnlich für ihren eigenen Kleidungsbedarf oder den ihrer Familien. Selbst die unabhängigen Handwerker arbeiten nicht immer für den öffentlichen Verkauf, sondern werden von diesen oder jenen Nachbarn zu Arbeiten für den Hausbedarf gebraucht. Daher fehlt ihr Arbeitserzeugnis häufig in jenen öffentlichen Registern, die zuweilen mit so vielem Gepränge veröffentlicht werden, und nach denen unsere Kaufleute und Fabrikanten sich oft eitlerweise herausnehmen, das Gedeihen oder den Verfall der größten Reiche vorherzusagen.

Ogleich die Veränderungen im Arbeitspreis nicht immer mit denen im Preis der Lebensmittel übereinstimmen, ihnen sogar oft ganz entgegengesetzt sind, so darf man sich um deswillen doch nicht einbilden, daß der Preis der Lebensmittel auf den der Arbeit keinen Einfluß habe. Der Geldpreis der Arbeit wird notwendig durch zweierlei Umstände bestimmt, durch die Nachfrage nach Arbeit und durch den Preis der Lebens- und Genußmittel. Die Nachfrage nach Arbeit bestimmt, je nachdem sie eine zunehmende, sich gleichbleibende oder eine abnehmende ist, je nachdem sie also eine zunehmende, sich gleichbleibende oder abnehmende Menschenmenge fordert, die Quantität von Lebens- und Genußmitteln, die dem Arbeiter gereicht werden muß und der Geldpreis

der Arbeit wird durch das bestimmt, was zum Ankauf dieser Quantität notwendig ist. Wenn daher auch der Geldpreis der Arbeit zuweilen hoch ist, während der Preis der Nahrungsmittel niedrig steht, so würde er doch, bei gleicher Nachfrage, noch höher sein, falls der Preis der Nahrungsmittel hoch stände.

Weil die Nachfrage nach Arbeit in Jahren unverhoffter und ungewöhnlicher Fülle zunimmt, in denen unverhofften und ungewöhnlichen Mangels sich vermindert, so geschieht es zuweilen, daß der Geldpreis der Arbeit in jenen steigt und in diesen fällt.

In einem Jahr unverhoffter und ungewöhnlicher Fülle befinden sich in der Hand vieler Arbeitgeber Fonds, welche hinreichen, eine größere Anzahl gewerbstätiger Leute zu unterhalten und zu beschäftigen, als im vorhergehenden Jahre möglich war; diese ungewöhnliche Anzahl ist aber nicht immer gleich zu haben. Daher bieten diejenigen Meister, welche Arbeiter brauchen, einander in die Höhe, um sie zu erhalten, und es steigt infolgedessen sowohl der Real- als der Geldpreis ihrer Arbeit.

Das Gegenteil davon tritt in einem Jahr unverhofften und ungewöhnlichen Mangels ein. Die zur Beschäftigung des Gewerbfließes bestimmten Fonds sind geringer als im vorhergehenden Jahr, es wird eine große Menge Leute arbeitslos, und diese bieten dann, um Arbeit zu erhalten, einander herunter, so daß dadurch bisweilen sowohl der Real- als der Geldpreis der Arbeit ins Sinken kommt. Im Jahr 1740, wo ungewöhnlicher Mangel herrschte, waren viele bereit, für ihre bloße Subsistenz zu arbeiten; in den darauffolgenden wohlfeilen Jahren war es schwerer, Arbeiter und Dienstboten zu bekommen.

Der Mangel in einem teuren Jahr wirkt dadurch, daß er die Nachfrage nach Arbeit verringert, auf eine Erniedrigung ihres Preises, wie umgekehrt der hohe Preis der Nahrungsmittel auf eine Erhöhung desselben wirkt. Die Fülle eines wohlfeilen Jahres bewirkt hingegen dadurch, daß sie jene Nachfrage vermehrt, eine Erhöhung des Arbeitspreises, wie umgekehrt die Wohlfeilheit der Nahrungsmittel seine Erniedrigung bewirkt. Bei den gewöhnlichen Preisveränderungen der Nahrungsmittel scheinen diese beiden entgegengesetzten Ursachen einander die Waage zu halten, was wahrscheinlich teilweise der Grund ist, warum der Arbeitslohn überall fester und unveränderter ist als der Preis der Nahrungsmittel.

Das Steigen des Arbeitslohns erhöht notwendig den Preis mancher Waren, weil es den Teil desselben erhöht, der aus dem Arbeitslohn besteht, und insofern wirkt es auf eine Verminderung im heimischen und auswärtigen Verbrauch derselben. Dieselbe Ursache jedoch, die den Arbeitslohn in die Höhe bringt, die Zunahme des Kapitals nämlich, wirkt auf eine Zunahme der produktiven Arbeitskräfte und darauf, daß eine geringere Arbeit ein größeres Erzeugnis liefert. Der Kapitalist, der eine große Anzahl Arbeiter beschäftigt, ist notwendig um seines eigenen Vorteils willen darauf bedacht, eine so geschickte Sonderung und Verteilung mit der Arbeit vorzunehmen, daß er jene instand setzt die größtmögliche Produktenquantität herzustellen. Aus demselben Grund bemüht er sich, ihnen die besten Maschinen zu verschaffen, die er oder sie nur irgend erdenken können. Was aber unter den Arbeitern einer Werkstatt der Fall ist, das ist aus gleichem Grund auch unter denen einer großen Gesellschaft der Fall. Je größer ihre Anzahl ist, desto mehr teilen sie sich natürlich in die verschiedenen Abteilungen und Unterabteilungen des Geschäfts, desto mehr Köpfe beschäftigen sich damit, die zur Herstellung jeglichen Erzeugnisses geeignetste Maschine zu erfinden, und desto wahrscheinlicher ist es folglich, daß sie erfunden werde. Es gibt also viele Waren, die infolge dieser Verbesserungen mit soviel weniger Arbeit als früher hervorgebracht werden, daß der erhöhte Preis der letzteren durch die Verringerung ihrer Quantität mehr als aufgewogen wird.

NEUNTES KAPITEL

Der Kapitalgewinn

Das Steigen und Fallen des Kapitalgewinns hängt von denselben Ursachen ab wie das Steigen und Fallen des Arbeitslohns, nämlich von dem wachsenden oder abnehmenden Reichtum der Gesellschaft; aber diese Ursachen üben auf den einen eine ganz andere Wirkung aus als auf den anderen.

Das Wachsen des Kapitals, das den Arbeitslohn erhöht, bewirkt eine Verminderung des Kapitalgewinns. Wenn die Kapitalien vieler reicher

